Turgenjew ...

Ernst Borkowsky

Geisteshelden

(Führende Geister)

Eine Sammlung von Biographien

Dreiunddreißigster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1903



Ив. Тургеневъ

Turgenjew

Von

Ernst Borkowsky

Mit Bildnis

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1903

Inhalt

I
Heimat

In Iwan Turgenjews Erzählung „Das adlige Nest" fährt ein russischer Edelmann nach langem Aufenthalt in der Fremde wieder der Heimat zu; da blickt er von seinem Tarantaß auf die Striche Ackerlandes, die fächerartig vorüberzuziehen scheinen, auf die Weidenbüsche, auf die aufgescheuchten Raben und Krähen, auf die langen Gräben, in denen Wermut, Ebereschen und Beifuß wachsen, — und der Anblick dieser frischen, fruchtbaren Steppe, der langgestreckten grünen Hügel, der mit niederem Eichenholz bewachsenen Schluchten, der grauen Dörfer und der hellschimmernden Birkenhaine weckt in seiner Seele süße und zugleich traurige Erinnerungen — er muß seiner Kindheit gedenken.

Wie auf einer Radierung zeichnet hier der Dichter fein und scharf die Linien der russischen Flachlandschaft und tönt sie mit dem zarten Hauch des Heimwehs. An einer anderen Stelle faßt er mit dem Auge des niederländischen Malers behaglicher die Landschaft auf, und sie belebt sich ihm mit dem bunten Treiben einer reichen Staffage... Zehn Werst haben wir auf den Feldwegen zurückgelegt, dann kommen wir auf die Landstraße. Vorüber an Fuhrwerken und an Posthäusern mit dampfendem

Samovar unter dem Vordach und vorbei an weit offenstehenden Türen und an Brunnen — von einem Dorfe zum anderen über unabsehbare Felder, an grünen Hanfgärten entlang — weit, weithin geht es. Raben fliegen um die Goldregenbüsche; Weiber mit langen Rechen in der Hand gehen auf das Feld; ein Mann kommt vorüber im abgetragenen Nankingrock; auf den Schultern trägt er einen Quersack, und mit matten Schritten schleicht er dahin. Die stolze Equipage eines Gutsherrn fliegt heran mit einem Sechsgespann großer, mattgewordener Pferde; aus dem Fenster der Kutsche schaut die Ecke eines Kissens, während hintenauf, an einem Riemen sich haltend, ein Lakai sitzt mit einem über und über bespritzten Mantel. Wir kommen durch ein Landstädtchen mit hölzernen, altersschwachen Häusern, endlos langen Zäunen, unbewohnten steinernen Kaufmannsgebäuden und einer alten Brücke, welche über ein tiefes Rinnsal führt. Weiter, weiter geht es. Jetzt kommen die Steppendörfer. Wir schauen von einer Höhe hinaus. Welch ein Anblick! Runde, niedere Hügel, gepflügt und bestellt bis zum Gipfel, laufen in breiten Wellen dahin. Schluchten, mit Gebüsch bewachsen, schlängeln sich zwischen ihnen durch. Von Dorf zu Dorf laufen die Pfade; die Kirchen schimmern weiß. Zwischen den Weinstöcken glänzt ein Fluß, von Dämmen eingefaßt, und draußen fern auf dem Felde stelzen Trappen. Ein altes Herrenhaus mit seinen Wirtschaftsgebäuden, mit Obstgarten und Scheune liegt da neben einem kleinen Teich. Aber weiter, weiter fliegen wir; die Hügel werden kleiner und kleiner; Bäume sind nirgends mehr zu sehen — da liegt sie endlich — die grenzenlose, die unabsehbare Steppe!

Das ist die Heimat Turgenjews. Die weite Tiefebene mit den kurzen, heißen Sommern und mit den langdauern-

den, scharfen Wintern. Wasserreiche, behäbige Flüsse durchziehen das Land, und im steten Wechsel mit unübersehbaren Feldern breiten sich die fruchtbaren Fluren der schwarzen Erde, auf denen Getreide wogt und Hanf reift und Flachs. Im südlichen Großrußland, nicht weit von der Grenze des ethnographisch gesonderten Kleinrußlands, liegt im Quellgebiet des Okaflusses das Gouvernement Orel. Hier auf dem Familiengute Spaßkoje Lutowinowo im Kreise Mtsensk ist Iwan Sergejewitsch Turgenjew am 9. November 1818 geboren. „Wenn Sie, lieber Zola," so heißt es in einem Briefe, den er einst aus seiner Heimat dem Pariser Romancier schrieb, „einen Atlas haben, so suchen Sie darin die Karte von Rußland und lassen Sie Ihren Finger von Moskau aus nach dem Schwarzen Meere zu gleiten; Sie werden dann auf diesem Wege ein wenig nördlich von Orel die Stadt Mtsensk finden. Nun wohl, mein Landgut liegt zehn Kilometer entfernt von diesem Ort, der sich so schlecht aussprechen läßt, wie Sie sehen; es ist eine vollkommene, stille, grüne, melancholische Einsamkeit."

Sie waren eine alte Adelsfamilie, die Turgenjews, aus tartarischer Wurzel entsprossen. Nicht der berühmte Novellist hat ihren Namen zuerst in die Geschichte der russischen Literatur eingeführt.

Man findet zur Zeit der großen Kaiserin Katharina II. in Moskau einen „freundschaftlichen gelehrten Verein", der sich seit 1781 um den edlen Schriftsteller Nowikow scharte. Von freimaurerischen und philanthropischen Ideen getragen, suchte der Bund mit unermüdlicher Energie durch Einrichtung neuer Druckereien und durch billigen Vertrieb belehrender, pädagogischer, populärer und wissenschaftlicher Schriften die russische Gesellschaft zu einem sittlichen und kulturellen Aufschwung fortzureißen. Zu

dem kleinen Kreise dieser vorzüglichen Geister, der die besten Namen alter russischer Bojarenfamilien aufweist, gehörte auch ein Iwan Petrowitsch Turgenjew. Er war eines der tätigsten Mitglieder und Verfasser eines Büchleins „Wer kann ein guter Bürger und treuer Untertan sein?". Die Schrift ist eine Verherrlichung der Freimaurerei und kommt zu dem Ergebnis, daß ein guter Bürger und treuer Untertan eben nur ein Freimaurer sein kann. Die Kaiserin, selbst eine gewandte Schriftstellerin, begnügte sich zuerst damit, in polemischen Essais und satirischen Komödien das Freimaurerwesen zu verspotten; allein die zunehmende Verdächtigung des Ordens, dessen Wirksamkeit man mit den Umtrieben der Illuminaten in Deutschland verglich, steigerte die Animosität der Herrscherin. Gegen alle Mitglieder der russischen Freimaurerlogen und alle Teilnehmer des Nowikowschen Vereins wurden im Jahre 1792 Kriminalprozesse eröffnet; Nowikow selbst büßte bis zum Tode Katharinas in einer Zelle der Festung Schlüsselburg; Turgenjews Los war die Verbannung. Dem Schoße des Moskauer Gelehrtenkreises aber entwuchs bald eine stattliche Phalanx frischer, talentvoller Kräfte, die später der ersten jungen selbständigen russischen Literatur eine Gasse bahnten.

Dort also auf dem Herde, auf dem Nowikow das große Feuer der geistigen Aufklärung entzündete, finden wir einen Turgenjew, und er stellte sich in die Reihen derer, die die heilige Flamme durch das Land in die Dörfer und Hütten trugen. Es scheint, als ob seitdem mit der Turgenjewschen Familientradition schöngeistige Neigungen ebenso verknüpft sind, wie die Pflicht liberaler, humaner Bestrebungen und ein politischer Frondeurgeist.

Der Freimaurer Turgenjew vererbte die Eigenschaften auf seine Söhne, von denen Alexander J. Turgenjew und

Nikolaus J. Turgenjew in der Geschichte Rußlands bekannt sind. Sie haben beide auf der Universität Göttingen als Schüler Schlözers und Heerens ihre Studien vollendet und standen auf dem Boden der modernen deutschen Wissenschaft. Alexander Iwanowitsch, geboren 1784, war ein ausgezeichneter Kenner des russischen Altertums. Die Früchte seiner unermüdlichen Forscherarbeit gab die Petersburger Archäologische Kommission als „Historiae Russiae Monumenta" heraus, eine unentbehrliche Grundlage historischer russischer Studien. Sein Briefwechsel bezeugt, daß er in intimem Verkehr mit den großen Denkern, Künstlern und Staatsmännern des westlichen Europas stand und mit ihnen über all die Interessen sich aussprach, die die damalige Gesellschaft bewegten. Mit Stein, Tieck, Sismondi, Dumont, Talleyrand, Royer-Collart, Guizot, Thierry, Capodistrias kam er in Berührung, und auf einer Reise nach Schottland war er mehrere Tage der Gast Sir Walter Scotts in Abbots-Fort. Den Dichter und Historiker Karamsin unterstützte er bei der Herausgabe seiner monumentalen Geschichte des russischen Staates (1816), indem er besonders dessen Beziehungen zu den fremden Gelehrten vermittelte. Mit Shukowsky, dem edlen Vermittler der russischen und deutschen Literatur, und mit dem talentvollen Fürsten Wjasemsky war er befreundet, und er stand an dem Sterbelager Puschkins, als dieser in dem Hause des Fürsten Wolkonsky seiner tödlichen Wunde erlag. Nikolaus Iwanowitsch Turgenjew, seinen Bruder (1789 geboren), finden wir 1813 als russischen Kommissar unter dem Freiherrn vom Stein bei der Verwaltung der deutschen Länder, die den Franzosen entrissen waren. Der große preußische Staatsmann liebte seinen jungen Gehilfen, dessen Name nach seinem eigenen Ausspruch gleichbedeutend war mit Redlichkeit

und Ehre. Die Erinnerungsblätter, die er dreißig Jahre später dem preußischen Staatsmann widmete (in „La Russie et les Russes“), stehen noch unter dem Eindruck jugendlicher Begeisterung und berühren den deutschen Leser mit wohltuender Frische. Alexander v. Humboldt schrieb ihm: „Le nom que vous portez est environné dans notre pays de souvenirs de respect et de haute estime.“

In sein Heimatland brachte Nikolaus 1816 das Herz voll Sehnsucht nach politischen und sozialen Reformen zurück. Im Jahre 1818 schrieb er eine Broschüre, die in der russischen nationalökonomischen Literatur für bedeutend gilt und eine große sensationelle Wirkung erzeugte, „Versuch einer Theorie der Steuern“. In diesem Werke benutzte er jede Möglichkeit und Gelegenheit, um aus politischen und finanziellen Gründen die Leibeigenschaft anzugreifen.

Das war der Feind, mit dem er sein ganzes Leben lang kämpfte, — länger kämpfte und vielleicht früher, als alle seine Zeitgenossen. Im nächsten Jahre legte er auch dem Zaren Alexander eine Denkschrift über die Leibeigenschaft vor, die die Idee verficht, daß nur die Autokratie der schmachvollen Knechtschaft ein Ende machen könne. Die edle Offenheit der Sprache imponierte dem Kaiser. Nikolaus schloß sich 1819 dem Bund des öffentlichen Wohles in Moskau an, der an den deutschen Tugendbund erinnert, und galt bald als Carbonaro. Als dann die extravagantesten Mitglieder ins Fahrwasser der Empörung gerieten, ward der Bund 1824 unterdrückt. Turgenjew war durch ein günstiges Geschick damals ins Ausland geführt, und der Mann, den einst das Ministerportefeuille erwartet hatte, wurde nun als Staatsverbrecher in contumaciam zum Tode verurteilt. 1826 fragte gelegentlich Shukowsky den Zaren Nikolaus I., ob Turgenjew nach Rußland zurückkehren dürfte, und der Herrscher in seinem rechtlichen

Sinne erwiderte: „Fragst du mich als Kaiser, so sage ich: er muß! Fragst du mich als Privatmann, so sage ich: besser für ihn, wenn er nicht zurückkehrt." Und Turgenjew blieb dem Vaterlande fern. Er verfaßte als Emigrant in Paris 1847 sein bekanntes Werk „La Russie et les Russes" in drei Bänden. Im Jahre 1856 wurde er endlich begnadigt und vom Kaiser bei seiner Rückkehr nach Petersburg mit größter Auszeichnung behandelt. Er fürchtete, daß er trotzdem nicht wieder heimisch werden könnte; so kehrte er nach Frankreich zurück. Hier starb dieser homme excellent et respectable, wie ihn sein Neffe Iwan Turgenjew in einem Brief an Flaubert nennt, erst 1871 in Bougival bei Paris.

Diese zwei Turgenjews haben auf die Entwicklung unseres Dichters keinen unmittelbaren Einfluß geübt, aber ein merkwürdiges Spiel der Natur hat ihre liebenswürdigen Charaktereigenschaften und ihre feine Geistesbildung in ihm schaffend wiederholt; selbst den Fluch der Heimatlosigkeit hat es nicht vergessen hinzuzufügen, der den gesamten geistigen Vortrab Rußlands getroffen hat.

Auch Iwan Turgenjew ist ein Westeuropäer, seine dichterische Persönlichkeit fügt sich harmonisch in das große Kulturgemälde der modernen romanisch-germanischen Welt ein, — und doch den eigentümlich russischen Staub vermöchten bei ihm sieben Wasser nicht abzuwaschen. Wer hätte auch russischer aufwachsen können als er!

Der Vater, Sergei Turgenjew, hatte als Oberst in der Armee gedient; nun lebte er nach seiner Verabschiedung auf seinem Familiengute Spaßkoje. Er war mit seiner Frau durch ganz Europa gereist, und die Möbel, Kunstwerke und Nippes, die beide in Deutschland, in Frankreich, in Italien und in der Schweiz aufgekauft hatten, erfüllten alle Räume des großen Hauses. Der

Sohn hatte noch später in seinem Kabinett das Portrait des Vaters hängen. In seinen jungen Jahren war dieser dargestellt, angetan mit der weißen Uniform der Gardereiter, ein sehr hübscher Kopf mit weichen Zügen. Die wunderbar dunkelblauen Augen leuchteten von Mut, und um den sinnlichen Mund ging ein kaum bemerkbares Lächeln. Es war die Erscheinung eines Gentleman, wie die Mädchen sich die Helden träumen, — ein kluger und rücksichtsloser Sieger der Herzen. Seine Triumphe waren nicht unbewußte; er kannte seine Überlegenheit, die ihm die Frauen unterwarf, und er floh nicht die Gelegenheit, von seiner Gewalt Gebrauch zu machen. Auch auf das Kinderherz ging ein starker Strom der eigenartigen Anziehungskraft aus, und der Sohn hätte den Vater leidenschaftlich lieben können, wenn dieser nicht jede warmblütige Aufwallung an seiner frostigen Zurückhaltung hätte erstarren lassen. In dem Helden der Novelle „Erste Liebe" dürfen wir nach des Dichters eigener Versicherung seinen Vater erkennen. Viel jünger als seine Frau erscheint er; seine Haltung ist nachlässig stolz, ob er leicht und schlank dahinschreitet, oder mit rauher Hand das zitternde Pferd zügelt; ein Mann von eleganter, ruhiger Höflichkeit, dessen kühle Reserviertheit nur flüchtig im unbewachten Augenblick ein aufflackerndes Gefühl herzlicher Zärtlichkeit durchbricht. — Auf mich, sagt der Dichter, übte der Vater einen seltsamen Eindruck aus; und ganz eigentümlich war unser Verhältnis. Mit meiner Erziehung beschäftigte er sich gar nicht. Ja, er sprach sogar nur höchst selten mit mir; aber niemals kränkte, niemals beleidigte er mich; er achtete meine Freiheit; er war sogar höflich gegen mich; nur gestattete er nicht, daß ich mich ihm besonders näherte. Ich liebte ihn; ich konnte mich nicht satt an ihm sehen; er erschien mir als das Muster eines Mannes,

— und, mein Gott, wie leidenschaftlich würde ich mich ihm angeschlossen haben, hätte ich nicht stets seine abwehrende Hand gefühlt. Wenn er es aber wollte, so verstand er es, fast augenblicklich mit einem einzigen Worte, einer einzigen Bewegung in mir ein unbegrenztes Vertrauen zu erwecken. Meine Seele erschloß sich ihm; ich plauderte mit ihm, wie mit einem vernünftigen Freunde, wie mit einem nachsichtigen Erzieher, — dann verließ er mich plötzlich, und seine Hand stieß mich wieder zurück, freundlich und sanft — aber sie stieß mich zurück. Bisweilen überkam ihn eine fröhliche Stimmung; dann ließ er sich herbei, wie ein Knabe toll und ausgelassen mit mir herum zu lärmen; und einmal, aber nur ein einziges Mal liebkoste er mich mit solcher Zärtlichkeit, daß ich hätte weinen mögen. Wenn ich später über meines Vaters Charakter nachdachte, so gelangte ich zu dem Schlusse, daß ich und das Familienleben ihm gleichgültig seien; er liebte etwas anderes und fand bei diesem anderen völlige Zerstreuung ... „Nimm selbst, was Du kannst, aber überliefere Dich anderen nicht; sich selbst angehören — darin besteht die ganze Lebenskunst,“ sagte der Vater einst zu dem Knaben, und ein anderes Mal: „Der Wille, der eigene Wille nur kann Dir eine Macht verleihen, welche besser ist als Freiheit; verstehe zu wollen, und Du wirst frei sein und herrschen!“

Sergei Turgenjew starb früh, schon im Jahre 1834, ehe noch sein Sohn Iwan zum Manne gereift war. In der „Ersten Liebe“ hat der Held an dem Morgen, da ihn plötzlich der Schlag rührt, einen Brief an seinen Sohn zu schreiben angefangen mit den Worten: „Mein Sohn, fürchte Dich vor Frauenliebe, fürchte Dich vor diesem Glück, diesem Gift!....“ Was dem raschen Leben des Vaters Kraft und Stoff gewesen, das verraten diese wenigen Worte seines Vermächtnisses.

Iwans Mutter hieß Warwara Petrowna. Sie war die adelige russische Herrin, die mit souveräner Vornehmheit, schroffer Willkür und rücksichtslosem Eigensinn, aber auch mit starrer Energie und kalter Überlegung das Leben des ländlichen Königreichs regierte. Unwillkürlich vergleicht man Kleines mit Großem, und die Figur der Kaiserin Katharina II. tritt in den Kreis der Gedanken.

Die Linien ihres Wesens waren herbe, und aus der reichen Mitgift der weiblichen Natur hatte sie nur die tollste Launenhaftigkeit sich bewahrt. So hatte sie einst die Manie, alle Leute zu kämmen. Sie rief die Stubenmädchen, kämmte ihnen selbst die Zöpfe aus und flocht sie von neuem. In Moskau rief sie einst irgend einen Invaliden, einen Bettler, von der Straße herauf; sie ließ ihn sich an ihrem Toilettentisch niedersetzen, kämmte sein Haar, bürstete und pomadisierte es; dann gab sie ihm Geld und entließ ihn.

Die despotischen Anlagen der Frau fanden auf dem Boden der russischen Leibeigenschaft das günstigste Wachstum. Nie konnte Iwan Turgenjew vergessen, wie sie einst zwei Leibeigene nur deshalb zur Deportation nach Sibirien bestimmte, weil sie einmal versäumt hatten, die Herrin ehrfurchtsvoll zu grüßen. Noch später sah er im Geiste seine Mutter am Fenster sitzen, durch das der helle Sommertag hereindrang, und draußen auf dem Hofe standen die beiden armseligen Bauernburschen mit finsterer Miene und entblößtem Haupt, fertig zur langen Reise; und sie neigten sich in Furcht und Zittern zum Abschied vor der Frau, die ungerührt wie der zürnende Gott sie ins traurige Elend stieß. Diese Reminiscenz aus früher Kinderzeit klingt in dichterischer Umgestaltung aus der Novelle „Punin und Baburin“ wieder. Auch in der kleinen Er-

zählung „Mumu“ hat bei der Schilderung der unempfindlichen, herzlosen Herrin dem Dichter die Erinnerung an seine eigene Mutter die Hand geführt. Weniger grausam als malitiös und hippokratisch ist das Gesicht der alten Dame, das uns aus den Memoiren ihrer Adoptivtochter entgegenblickt. Turgenjews Mutter hatte die Gewohnheit, die Geburtstage ihrer Söhne zu feiern, auch wenn diese in der Ferne weilten. In drei großen Räumen waren dann die Tafeln für die Hausgenossen, für die Dienerschaft und für die Leibeigenen gedeckt. Sie selbst saß am Eingange der langen Galerie auf einem großen Fauteuil. Nun erschienen alle Bediensteten dort nach ihrem Range. Ein jeder ging zu ihr, küßte ihr die Hand, nahm dann sein Glas, verneigte sich sehr tief und trank. — Als 1845 sich diese Zeremonie am Geburtstage Iwans wiederholte, lag auf den Mienen der Dame ein drohendes Unheil. Aber es brach doch erst los, als der Tag zu Ende ging. Sie wußte sehr wohl, daß zu derselben Zeit auch ihr Hausverwalter seinen Namenstag feierte und im Verein mit den Hausbeamten und Dienern sich gewohnheitsmäßig über den Zustand der Nüchternheit hinwegzusetzen liebte. Und da ersann sie für diese Arglosen eine kalte Überraschung. Sie stieß mit einem Male einen furchtbaren Schmerzensschrei aus und begann eine regelrechte Todeskomödie zu schauspielern. Der Arzt wurde gerufen, auch der Pope kam. Sie segnete mit ersterbendem Hauch die Bilder ihrer zwei Söhne, während die Umstehenden in Tränen schwammen. Mit einem Ruck richtet sich da die Kranke im Bette auf; die ganze Dienerschaft soll sofort erscheinen, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen! Und sie kommen, an fünfzig Personen, einer nach dem anderen. Das halbgeschlossene Auge der Herrin mustert die Vorüberschreitenden ganz genau. — Und dann — ist sie ur-

plötzlich gesund und trinkt zwei Tassen Thee. Die Namen der Diener, die beim Defilieren gefehlt oder einen Anflug von Betrunkenheit verraten hatten, werden notiert, und am nächsten Tage müssen die Schuldigen vor den Fenstern der Gebieterin mit Schaufeln und Besen Hof und Garten kehren.

Ein anderes Mal fühlte sich Warwara Petrowna am Ostermorgen durch den lauten Klang der Kirchenglocken unsanft aus dem Schlafe geweckt und in ihrer guten Laune gestört. Da ihr die Lust zur Festfeier vergangen war, mußten die Glocken sofort schweigen, und mit ihrer ganzen Souveränität dekretierte sie, daß kein Osterfest sei. Die Läden ihres Schlafzimmers blieben geschlossen, sie selbst lag im Bett. Die mit dem sonntäglichen Sèvresporzellan geschmückte Tafel, das Lamm aus Butter, mit Grün verziert, das duftende Osterbrot, die rotgefärbten Eier — alles wartete vergeblich auf den Beginn des Festes. Der Haushofmeister zog allmählich den Frack, die weißen Handschuhe wieder aus; der Pope, der zum Segnen erschien, wurde abgewiesen; der Tag verging — und da es Warwara Petrowna so wollte, so fiel eben in diesem Jahre das heilige Osterfest aus.

Bei despotischen Naturen pflegt wenigstens an einer Stelle des steinernen Herzens ein warmer Strom hervorzubrechen und sich in der milderen Form der Selbstsucht, in der Liebe zu den eigenen Kindern, zu äußern. Bei Turgenjews Mutter floß auch diese Quelle nicht. Der Knabe wurde gestraft — so erzählte er selbst später einmal seinem Freunde Polonsky — wegen jeder Dummheit, fast jeden Tag. Einst hatte eine alte Hausdienerin, Gott weiß was, über ihn seiner Mutter zugetragen. Die Mutter begann, ihn sofort, ohne die Sache zu untersuchen, zu hauen. Sie schlug ihn eigenhändig, und auf alle seine Bitten, zu

sagen, weshalb er gestraft werde, erklärte sie: „Du wirst es selbst wissen; errate es selbst, weshalb ich Dich haue!“ Als die Züchtigung sich am nächsten Tage wiederholte, war der Knabe in solcher Angst, daß er den Entschluß faßte, in der Nacht davonzulaufen. Wie ein Dieb schlich er im Finstern, schwer atmend und zitternd, durch den Korridor, als eine brennende Kerze auftauchte. Es war der deutsche Hauslehrer, der sich näherte. „Ich will entlaufen,“ sagte der Flüchtling und brach in Tränen aus. „Wie? Wohin entlaufen?“ — „Wohin mich meine Füße tragen werden.“ — „Weshalb?“ — „Weil man mich haut und ich nicht weiß, weshalb man mich haut.“ — Da liebkoste der gute Alte das Kind, und er setzte es auch durch, daß die Mutter ihren Sohn fortan in Ruhe ließ. Aber dieser scheute sie doch wie das Feuer. Auch das Alter, das die schroffen Härten des Charakters freundlich zu glätten liebt, hat nicht vermocht, eine dauernde herzliche Annäherung der Mutter und des Sohnes herbeizuführen. Warwara Petrowna starb im Jahre 1850.

Iwan Turgenjew hatte einen älteren Bruder, Nikolaus Sergejewitsch. Er spielt keine bemerkenswerte Rolle in der Jugendzeit des Dichters, und auch das spätere Leben hat die Brüder nie in ein enges geschwisterliches Verhältnis gebracht. Es war, wie der Russe sagt, eine schwarze Katze zwischen ihnen hindurchgelaufen. Als am 21. Januar 1879 Iwan die Nachricht von dem Tode seines Bruders empfing, schrieb er an Flaubert: „Die Nachricht macht mir großen Kummer, obwohl wir uns nur selten sahen und fast gar nichts Gemeinsames miteinander hatten. Bruderliebe ist oft weniger wie Freundschaft — aber doch wieder eine ganz andere Sache; sie ist weniger lebhaft, aber intimer.“

Iwan Turgenjews Knabenzeit ruhte nicht auf dem Hintergrunde eines warmen Familienlebens. Umgeben von dem Reichtum einer aristokratischen Welt, entbehrte er den Schatz, der dem ärmsten Bauernkinde die ersten Lebensjahre zu einem märchenhaften Traumlande macht. Vom Vater mit abstoßender Gleichgültigkeit, von der Mutter mit unmütterlicher Strenge behandelt, fand er keinen Ersatz in der zärtlichen Zuneigung eines anderen Verwandten. Und doch blieb sein junges Herz von Verschüchterung und Verstocktheit fern. Eine gütige Fee bewahrte ihn vor dieser Gefahr, indem sie ihn die Sprache der Natur lehrte. Die selige Freude, die der Knabe aus dem vertrauten Verkehr mit Wald und Flur, mit Mensch und Tier sog, hat sein ganzes Gemüt durchsonnt und jede Klage von der Bitterkeit seiner kleinen Leiden übergoldet.

Wandern wir hinüber in die Sphäre des altrussischen Steppenjunkertums, so denken wir an die Vorzimmer, in denen es nach Juchten und Talglichtern riecht, an die Familienzimmer mit den unzähligen Fliegen, mit den Geranientöpfen und dem verstimmten Klavier, an die Gastzimmer mit den großen Pfeilerspiegeln und den gestreiften Diwans. Im weiträumigen Saale prangt die offene Tafel, und die geladenen und ungeladenen Gäste füllen sich den Magen mit allem, was das Herz begehrt, besonders mit den berühmten Erzeugnissen der russischen Küche, die den Menschen bis zum spätesten Abend der Möglichkeit berauben, sich mit etwas anderem als mit Préférence zu beschäftigen. Die prächtigsten Pferde und die schnellsten Hunde stehen in den Ställen, und in den Flügeln des Herrenhauses treibt sich ein ganzes Heer von Musikanten und Sängern, von Tänzern und Possenreißern herum. An den Festtagen wird das ganze Volk im Dorfe mit Bier

und Branntwein bewirtet. Und kommt der Winter, dann fährt die altmodische, große Familienkarosse den Herrn nach seinem Paris, nach Moskau. — Iwan Turgenjews stattliches Vaterhaus war nach Landessitte aus Holz errichtet. Es umfaßte eine Unsumme von Gemächern und einen weiten Saal mit zwei Fensterreihen und Emporen. In einem der Seitenflügel befand sich die Webstube, wo man Teppiche, Leinwand und Tuche für den Hausgebrauch wob; in dem andern hauste ein Teil der Dienerschaft, besonders die leibeigenen Musikanten. In dem umständlichen Bau mit seinen unheimlichen Winkeln und langen düsteren Gängen — welches buntfarbige Gewirr von Dienern und Dienerinnen, die in dieser kleinen Welt aufwuchsen und alterten! Sie kannten keine andere Sonne als die Gnade der Herrschaft, mit deren Ereignissen und Erinnerungen sie seit Generationen verwachsen waren. Auf den Korridoren da raunt und lauscht es, in den Gesindestuben da klatscht es und schmeichelt's und flüstert's. Die Ränkesucht spinnt ihre Fäden, und Furcht und Aberglauben, Sagen und Schwänke schleichen durch die Hallen. Der auflauschenden Seele des jungen Herrensohnes führt das tausendfältige Wirken und Walten in dieser Arche Noahs eine unerschöpfliche Nahrung zu.

Wie eine andere Zone empfängt ihn dann die Flucht der elterlichen Wohnräume. Mit ausländischem Hausrat, mit allerhand Raritäten und seltsamem Wirrwarr sind sie erfüllt. Alte, dickbäuchige Kommoden, an denen der Messingbeschlag leuchtet, stehen da und die weißen Stühle mit ovalen Lehnen und gebogenen Füßen. Der gläserne Kronenleuchter ist dicht mit Fliegen besetzt. Eine Uhr, von Lepée mit Amoretten geziert, ticktakt auf dem Kamin. Die Schränke bergen das Porzellan von Sèvres und das alte Silbergeschirr, die Brillantschmucksachen der Mutter

und ihre kostbaren Spitzen. Nachgedunkelte Heiligenbilder hängen an den Wänden, unter ihnen eine Kopie des nicht von Menschenhand gemalten Christus. Aber stärker stacheln die Phantasie jene Familienportraits alter Turgenjews in vergoldeten, von den Fliegen beschmutzten Rahmen. Es sind die Tage der Großen Katharina und des Zaren Paul, die diese Gestalten heraufbeschwören, die gute, alte Zeit, wie sie den staunenden Epigonen erschien. Die Bilder bannten den Blick des Knaben, der vor ihnen seine Schritte hemmte, und sie ließen den Dichter nicht los, bis er ihnen in seinen Novellen Auferstehen und neues Leben schuf.

Da blickte jene schöne Frau herab, Melania Pawlona, eine Verwandte von Turgenjews Mutter. La Vénus de Moscou hatte man sie einst genannt, und kein geringerer als der mächtige Günstling Graf Orlow hatte einst ihren Reizen geschmeichelt. Und da war auch der alte Geizhals Lutwinow und dann sein Sohn Wassili Iwanowitsch, der in der Erzählung „Drei Bilder“ unter dem Namen Lutschinow auftritt, — der gewissenlose, leidenschaftliche, geschmeidige Gardeoffizier, der seine Cousine Olga verführt und ihren armen Bräutigam, den gutmütigen Rogatschew, mit kalter, teuflischer Berechnung niederstößt. Wir sehen mit den Augen des Dichters diese drei Bilder: In der Mitte hängt eine junge Dame in weißem Kleide mit einem Spitzenkragen und einer hohen Frisur nach der Mode der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts; rechts von ihr auf einem schwarzen Hintergrund das runde, dicke Gesicht eines russischen gutmütigen Gutsbesitzers von 25 Jahren mit einer niederen, breiten Stirn, einer stumpfen Nase und einem einfältigen Lächeln. Die französische gepuderte Perücke paßt sehr schlecht zu dem Ausdruck seines slavischen Gesichtes. Der Maler hat ihn in

einem Kaftan von hochroter Farbe abgebildet, mit großen Knöpfen, die mit falschen Diamanten besetzt sind; in der Hand hält er irgend eine unbekannte Blume. Auf seiner Brust aber ist an der Stelle des Herzens ein dreieckiges, regelmäßiges Loch mit einem Florett durch die Leinwand gestoßen. Zur Linken der Dame hängt das Portrait eines dreißigjährigen Mannes, das von einer kunstfertigeren Hand herzurühren scheint; er trägt die grüne Uniform aus der Zeit Katharinas II. mit roten Aufschlägen, eine weiße Weste und feine Battisthalsbinde. Mit der einen Hand stützt er sich auf einen Stock mit goldenem Knopf, die andere hat er in die Westentasche gesteckt. Sein braunes Gesicht drückt Hochmut aus, und die feinen Augenbrauen sind fast zugewachsen über den schwarzen Augen. Auf den bleichen, kaum bemerkbaren Lippen spielt ein böses Lächeln.

Turgenjews Vaterhaus ist später durch einen Brand bis auf den Grund zerstört worden, und viel von dem ehrwürdigen Hausrat vernichtete das Feuer. Das neue Gebäude erhob sich in bescheidener Gestalt auf einem Flügel des alten, und Rasen und Hagedornsträuche wuchsen über der Brandstätte.

Die Erinnerung an die Heimat seiner Kinderzeit hat der Dichter auch in rhythmischen Wohllaut ausklingen lassen; aber nur wenige Verse sind aus dem Gedichte, das er später verbrannte, uns aufbewahrt:

— — Und allgemach begann es ihn zu ziehen
Heim in sein Dorf und in des Gartens Düster,
Wo sich der Linden hohe, schatt'ge Pracht
Mit keuschem Duft der Maienglocke einet;
Wo üppig nieder über das Gewässer
Vom Damm sich neigt der Linse voller Busch;

Wo machtvoll aufwärts von der reichen Aue
Die Eiche strebt und Hanf und Nessel blüht.
— Dorthin, dorthin, zu jenen trauten Fluren,
Wo gleich dem Sammet die Erde dunkel schimmert,
Der Roggen prangt, soweit das Auge schweift,
Sich wiegt in sanften Wogen traut und leise.
— Ein mächtig gold'ner Strahl fällt hell hernieder
Aus duftig weißem, schwellendem Gewölk.
— Wie schön ist's dort! — — —

Ein weiter Garten umgab Turgenjews Vaterhaus. Lindenalleen mit ihrem zarten Laub und den mächtigen, verwachsenen Ästen woben jenes Düster, in dem der Knabe seine Träume spann. Wie liebte er die graugrüne, sanfte Färbung und den feinen Duft der Luft unter ihren Zweigen — diese Bäume, die dem Russen heilig sind, sodaß sie selbst die erbarmungslose Axt des Bauern gerne schont. Im Schatten einer Linde liegt er, und um ihn ist es kühl und still. Die Fliegen und die Bienen, die hier schwirren, scheinen leiser zu summen. Das kurze, smaragdgrüne Gras schimmert nicht so goldig wie dort, wo es von der Sonne hell beleuchtet wird. Still und ruhig, wie von einem Zauber in Bann geschlagen, stehen die Halme, und regungslos wie ohne Leben hängen von den unteren Zweigen des Baumes gelbe Blütenbüschel herab. Mit innigem Behagen zieht jeder Atemzug den kräftigen Duft ein. Weit, weit hinten, jenseits des Flusses, wo Himmel und Erde einander zu berühren scheinen, liegt alles gebadet in Sonnenglanz und Hitze. Kein Vogel läßt sich hören — es ist ja die heiße Mittagsstunde — aber um so eifriger zirpen die Grillen; ihr Geräusch wirkt in seiner Gleichmäßigkeit beruhigend, fast einschläfernd, und regt doch die Phantasie an.

Die längste Allee, schnurgerade, führte zum Teich, den ein Hügelrand einfaßte. Aus dem Uferrande blickten wundersam gestaltete, knorrige Wurzeln, wie große schwarze Adern, wie Schlangen, Flüchtlinge aus einem unterirdischen Reiche. Der Wind kräuselte das Wasser, und Lehmhügel und Baumwipfel spiegelten sich in seiner Flut. Weidengebüsch wuchs am Rande, und höher hinauf zog sich festverschlungenes Hasel-, Flieder-, Geißblatt- und Dornengesträuch, durchwachsen von Haidekraut und Goldlack. Da schlugen im Frühling die Nachtigallen, sangen die Drosseln, rief der Kuckuck. Gern verlor sich in dies Dickicht der Knabe, seine geheimen Lieblingsplätze suchend, von denen außer ihm niemand auf der Welt etwas ahnte. Die Schweiz hatte er einen dieser Winkel getauft. Und da war auch inmitten mächtiger Fichten die alte Orangerie mit den Pfirsichen; da standen die Kirschbäume, die Melonenbeete, die Erdbeeren, die Himbeersträucher, die Stachelbeeren und eine unvertilgbare Menge von schwarzen und roten Johannisbeeren.

Jenseits dieser umhegten kleinen Welt zog der große russische Wald. Mit welchem Behagen muß der Dichter wieder und immer wieder dieses heimatlichen Waldes gedenken. Wir lassen uns einmal von ihm in den Wald von Tschaplygino führen, der aus ungeheuern, uralten Eichen besteht. Ihre stattlichen, mächtigen Stämme schimmern halbdunkel durch das goldige, durchsichtige Grün der Nußsträuche und Ebereschen; sie recken sich empor und zeichnen ihre Äste schwarz vom klaren Lasurblau des Himmels ab. Habichte und Mauerfalken flattern mit Geschrei unter den stillragenden Wipfeln, und bunte Spechte klopfen laut auf die dicken Wurzeln. Der helle Ruf der Amsel erhebt sich unvermutet droben im dichten Laube, und der durchdringende Schrei des Pirols ant-

wortet ihm, während unten im Gebüsch die Grasmücken und Zeisige zwitschern und singen und der Fink behend über den Boden läuft. Ein Hase stiehlt sich längs des Waldsaumes vorsichtig hin. Das rotbraune Eichkätzchen springt leichtfüßig von Baum zu Baum, bleibt plötzlich hocken und hält den Schwanz hoch nach dem Kopf erhoben. Im Grase um die hohen Ameisenhaufen und unter dem Schatten des Farrenkrautes blühen die Veilchen und Primeln, wachsen die Pilze, glänzen die roten Erdbeeren.. In der glühendsten Hitze, wenn draußen die Sonne senkrecht steht, ist hier Schatten und Nacht, ist hier Stille, Duft und Frische.

Unmittelbar an den Garten fügte sich das Dorf mit der Branntweinschenke, mit der Schule und dem Gotteshause. Die kleine Dorfkirche ist alt, das Glöcklein oben im Turm ist zersprungen, den Altar hat die Zeit geschwärzt. Die Wände sind nackt, und der Ziegelsteinboden ist zerschlagen. Der greise Vorsänger trägt noch ein Zöpfchen im Nacken und hat sich mit einem grünen Gürtel umgürtet; seine Stimme schallt eintönig durch den Raum. Auch der Geistliche ist hochbetagt; sein ehrwürdiges Gesicht ist stumpf geworden; er trägt ein lilafarbenes Priestergewand, mit gelben Blumen bestickt. Vom goldigen Staube des Sonnenlichtes heben sich die braunen Köpfe der Bauern ab, lauter blondhaarige Gesichter. Von Zeit zu Zeit beugen sie sich und erheben sich wieder, gleich reifen Ähren, wenn der sommerliche Wind wie eine langsam flutende Welle über sie dahinstreicht. In langen bläulichen Streifen schwebt der Weihrauchdampf. Draußen aber vor den offenen Fenstern rauscht und flüstert das junge, frische Laub der Birken; vom Hofe dringt ein Heugeruch herein, und die rote Flamme der Wachslichter erbleicht vor dem hellen Glanz des heiteren Tages.

Die Sperlinge zwitschern um das Kirchendach, und aus der Kuppel klingt der feine, scharfe Ruf der segelnden Schwalbe.

Um die Kirche scharen sich die Häuser und Hütten. Ein russisches Dorf weckt in Turgenjews Skizzierung nie die heitersten Gefühle. Da gewahren wir die kleinen, niedrigen Holzbauten, die sich auf die Seite zu legen beginnen. Die Wände sind aus grauem Espenholz, und die schwarzen Strohdächer sind zerrissen und zerfallen. Erbärmliche Scheunen stehen daneben, deren Wände aus Zweigen geflochten sind. Die Höfe liegen von wuchernden Brennesseln und Wermut überwachsen. Ein paar dürre, langschnäbelige Hühner trippeln, und junge Gänse tummeln sich auf staubbedecktem Weideplatz. Abgemagerte, zottige Kühe rupfen gierig das Gras längs den Gräben ab; sie sehen aus, als seien sie soeben mit genauer Not irgendwelchen mörderischen Klauen entkommen. Und ein einsamer schwarzer Hund mit dünnem Schwanze schaut melancholisch darein.

Ein echter, rechter russischer Steppenjunker war von allzugroßer Bürde trockner Gelehrsamkeit nicht beschwert. Er las wenig russisch und verstand nur schlecht französisch; aber er wußte immerhin, daß einmal ein gewisser Voltaire, ein sehr geistreicher Schriftsteller, gelebt und daß Friedrich der Große, ein König von Preußen, sich durch bedeutende Waffentaten ausgezeichnet hatte.

Iwan Turgenjews Erziehung war ein wenig sorgfältiger, aber das Verdienst, die wunderbar reichen Anlagen seines Geistes geweckt oder mit belebendem Hauche erwärmt zu haben, gebührt ihr nicht. Nach alter Tradition war seine junge Seele ganz in die Hand ausländischer Hauslehrer gegeben. Das waren Leute, die nach dem Schiffbruch eines abenteuerlichen Lebens in der weltent-

legenen Bucht gelandet und gestrandet waren, zumeist Franzosen und Deutsche, deren Nationalität ersetzte, was ihnen an Fähigkeit und Eifer mangelte. Ziehen diese Schattenrisse in der Erinnerung des Dichters vorüber, so nehmen sie ein groteskes Aussehen an. So schleppte der eine Präceptor, wo er ging und stand, eine gewöhnliche Krähe in einem Käfig mit sich herum, und traten ihm ein paar Schillersche Verse auf die Lippen, so rollten ihm die Tränen aus den Augen. Der Empfindsame enthüllte sich später als ein Sattlersgesell, der, Gott weiß wie und wo, sein bißchen Schulweißheit aufgelesen hatte. Liebevoller gedachte Turgenjew einmal in einem Gespräche mit seinem Freunde Polonsky eines alten, guten deutschen Lehres, in dessen Trost er einen Schutz gegen die unerbittlichen und unverdienten Züchtigungen der Mutter hatte. Man findet diese treue Seele wohl in dem biederen Sprachlehrer Schimmel wieder, der in der Novelle „Faust" auftritt. Er trägt da einen kurzschoßigen, zimmetbraunen Frack und ist reinlich und sorgfältig rasiert; über sein bescheidenes, ehrliches Gesicht geht ein zahnloses Lächeln, und ein starker Cichoriengeruch, der unvermeidliche Duft aller alten Deutschen, verbreitet sich um ihn. Er glänzt nicht als feinpolierter Geist in der Gesellschaft; als er aber bei einer gefährlichen Kahnfahrt das Steuer in seine ruhige, sichere Hand nimmt, ist er am rechten Platze ein ganzer Mann. „So macht man's bei uns in Kuxhaven," sagt er lächelnd. In der „Seltsamen Geschichte" läßt der Dichter ein anderes Pädagogen-Original auftauchen, das Abbild seines französischen Hofmeisters. Den schmückt ein grüner Frack mit kupfernen Knöpfen, eine gestreifte Weste mit Stehkragen, ein Jabot und Manschetten; sein Kopf ist ungeheuer dick, das dichte, weiße Haar hat er nach hinten zurückgestrichen; unter den buschigen, schwarzen Brauen

lugt eine Habichtsnase, und mitten auf seiner Stirn leuchten zwei große, lilafarbene Warzen.

In der Erzählung „Punin und Baburin“ improvisiert der alte Punin mit einem Ausfall gegen die französische Gouvernante des Knaben pathetisch die Reime: „O die Reichen, o die Reichen! Wie sie weichen, wie sie weichen von der Väter Sinn! Wie sie leben, wie sie streben nach des Auslands Sitte hin!“

Von Ausländern ausländisch erzogen, bildete sich Iwan Turgenjew selbst zu einem halben Ausländer heran. Die russische Aristokratie brüstete sich mit der Unkenntnis der Muttersprache. Nach Puschkin dürfen auf roten russischen Frauenlippen neben holdem Lächeln ein paar grammatikalische Klippen nicht fehlen, und dieser Dichter, der wie kein anderer seine Sprache zu meistern verstand, schrieb im Jahre 1820 an einen russischen Freund, „Je vous parlerai la langue de l'Europe, elle m'est plus familière.“ So hörten auch im Spaßkojer Salon die Kinder jenen französisch-russischen Jargon, der in der russischen fine fleur zu Baden-Baden für chic galt. Die heimische Literatur fand in den Zirkeln der moskowitischen Klein-Pariser keine Wertschätzung, und die Beschäftigung mit dieser Poesie war vollends de mauvais gout. Durchaus typisch ist es, wenn der Erzähler in „Punin und Baburin“ schildert, wie in seinem Vaterhause russische Gedichte für abgeschmackt und plebejisch galten; die Großmutter nannte sie überhaupt nur Reimereien, und ein Dichter war für sie entweder ein Erztrunkenbold oder ein vollendeter Narr. — Als später einmal in Moskau ein Jugendfreund zu Iwan Turgenjew kam und ihm mit Begeisterung ein schwungvolles Gedicht deklamierte, stand Nicolaus Turgenjew, der Bruder, hinter der Türe und wollte vor Lachen fast ersticken.

Einen flüchtigen Blick ins gelobte Land der Poesie hatten allerdings Turgenjews Eltern doch getan. Der Vater war mit dem Dichter Sagoskin befreundet, und die Mutter hatte als junges Mädchen eine Zeitlang die Bekanntschaft des berühmten Shukowsky gpflegt. Sie erzählte wohl noch öfters, wie dieser von seinem benachbarten Gute wiederholt nach Mtsensk herübergekommen war und einmal sogar bei einer Theateraufführung die Rolle eines Zauberers gespielt hatte. Der junge Iwan hat bei seinen Streifereien durch die Rumpelkammer des Elternhauses noch die Zauberkappe mit ihrem Goldpapierschmuck aufgestöbert.

Der Russe träumt von einem fernen, warmen Lande am blauen Meer, wo der Märchenvogel mit seiner süßen Stimme singt, wo kein harter Winter die Blätter von den Bäumen wirft, wo goldene Äpfel auf silbernen Zweigen wachsen und jeder Mensch in eitel Wonne und Glückseligkeit lebt. Das ist die Welt der Poesie. „Ich höre Sie gerne Gedichte lesen; Sie lesen in einem singenden Tone; aber das tut nichts; das deutet auf Jugend hin" — so sagt Sinaide in der „Ersten Liebe" zu dem halberwachsenen Jüngling und fährt dann fort: „Dadurch ist eben die Poesie so schön, daß sie uns das sagt, was nicht ist — und was doch nicht nur besser ist als das, was ist, sondern sogar der Wahrheit näher kommt!"

In Turgenjews Leben drang die Poesie auf eine poetische Weise.

In „Punin und Baburin" erzählt uns das Turgenjew auf eine reizende Art, und wir glauben gern das, was hier als Wahrheit und Dichtung zu uns spricht.

Im Jahre 1830 war es, als in den stillen Winkel seines jungen Lebens eine eigentümliche Erscheinung trat, ein verbummelter Student, der Sonderling Punin. Eine

lange, lange Gestalt war es mit gelbem Sommerrock und hoher Filzmütze. In dem langen, weichen, bartlosen Gesicht hat er kleine, rötliche Augen und eine Nase, die ausgereckt und gewunden wie eine Schote über den aufgeworfenen Lippen hing. Und diesem vertrauten Freund der kleinen Vogelwelt, diesem armen Mann voll Gutherzigkeit, Unschuld und Heiterkeit flog das Herz des Knaben zu, trotzdem die Großmutter mißbilligend ihre Lorgnette auf diese intimité mit einem Menschen du commun richtete. So saßen die beiden, das junge und das alte Kind, unter dem Schatten am Teich. Der beredte Mund des kahlköpfigen, hageren Einsiedlers konnte stundenlang plaudern, und die Aufmerksamkeit, mit der der kleine Zuhörer seinen Worten lauschte, reizte ihn zum Übertreiben und zum Fabulieren. Aus der Prosa flog seine emphatische Rhetorik dann im Moment der Begeisterung zum rhythmischen Klange und zum Reimvers auf. Glückliche Stunden. Am wonnigsten war das Entzücken, wenn der lehrhafte Alte im einsamen Versteck ein dickes Buch öffnete und wenn dann mit dem scharfen Modergeruch die ersten süßen Töne russischer Dichtkunst zu dem Schüler drangen.... „Punin deklamierte vorzugsweise schwungvolle, klingende Verse. Und seine ganze Seele legte er hinein. Er deklamierte dann nicht mehr, nein, er brüllte sie, feierlich, stoßweise donnernd, wie ein Berauschter, wie ein Verzückter, wie eine Pythia... Er las erst den Vers leise mit halblauter Stimme, wie wenn er etwas vor sich hinsummte. Er nannte das: im Entwurf deklamieren. Dann aber brüllte er, aufspringend und an allen Gliedern bebend, diesen selben Vers in der Reinschrift heraus." So tat sich vor dem Knaben zuerst die schöne Welt des Scheins auf; ein verkommener, greisenhafter Mensch aus der Hefe des Volkes erschloß dem vornehmen Edelmanns-

sohne die feine, galante pseudoklassische Dichtung aus der Zeit der Elisabeth und Katharina. Lomonossows, Sumarokows, Kantemirs und Derschawins Verse erklangen hier. Aber am mächtigsten packte doch das junge Gemüt der Dichter Cheraskow. „Ja," pflegte Punin zu sagen, „mit diesem Cheraskow nimmt's keiner auf; allerdings manchmal zerrt er wohl etwas an einem Verse herum und quetscht ihn nur so heraus.... aber aufgepaßt! Kaum glaubst du, ihn gefaßt zu haben, so geht's wieder los mit ihm, und dann hallt das und schallt das wie eine Posaune. Nicht umsonst hat er einen so volltönenden Namen — mit einem Wort ein Cherrraskow!"

Schnell sprang die Lust zum Fabulieren und zum Reimen vom Meister auf den Zögling über, sodaß die alte Wärterin sich über seine Phantastereien entsetzte und ihn als einen vom Teufel Besessenen anstarrte. Er versuchte sich auch als Dichter in der Beschreibung einer Drehorgel, und Punin, der dem Thema selbst keine dichterische Seite abgewinnen konnte, lobte doch wenigstens die Klangwirkung der kindischen Verse.

Dann kam die Trennungsstunde. Die merkwürdigen Freunde schlossen sich in eine Rumpelkammer ein und versuchten zum letzten Male die Russiade Cheraskows zu lesen. Aber sie blieben bei den ersten Versen stecken, und der Schüler begann vor Schmerz zu brüllen wie ein Kalb.

Ein schöner Traum zerflatterte. Der Knabe mit den rotgeweinten Augen und mit dem bäuerischen Geruch, der ihm noch von der letzten Umarmung mit seinem Freunde Punin anhaftete, stand vor seiner Großmutter. Und sie rümpfte die Nase und sagte mit ihrer schneidenden Stimme: „Die ungeziemenden Albernheiten sollen nun aufhören; es bedarf eines männlichen Erziehers, um

mit dir fertig zu werden. Wir kehren nach Moskau zurück." Da schloß die Idylle der Kindheit ihre Pforten zu.

Die Gestalt der Großmutter in dieser Erzählung hat die Züge von des Dichters eigener Mutter entlehnt, und in Punin steckt als Kern der Wirklichkeit ein russischer Hofknecht, der den Knaben tatsächlich in Cheraskows Russiade einführte.

II

Frühlingswogen

Das Leben auf dem elterlichen Landsitze endete im Jahre 1830. Iwan Turgenjew ging nach Moskau, um sich für das Universitätsstudium vorzubereiten. Nach der Gepflogenheit russischer Junker geschah das auf einer Privatunterrichtsanstalt. Halbwilde, gärende Tage, da der Jüngling aus den Knabenkleidern wächst, da die lauschende junge Seele von einer Überfülle von Ahnungen und Vorstellungen schwillt. Unklar und verschwommen sind noch die Umrisse all der unbekannten süßen Dinge, die hinter der Schwelle des neuen Lebens lockend stehen. Vorgefühle und Erwartungen durchzucken die Sinne, beleben jeden Blutstropfen in den Adern. „Mein Herz," so prägt einmal Turgenjew die Seelenstimmung aus, die einen sechzehnjährigen Jüngling berauscht, „mein Herz war damals voll süßer und zugleich froher Traurigkeit. Immer erwartete und fürchtete ich irgend etwas; über alles wunderte ich mich; auf alles war ich gefaßt. Meine Phantasie war in unaufhörlicher, schneller Tätigkeit, sie umflatterte mich gleichsam beständig mit denselben Vorstellungen, wie um die Zeit der Morgenröte die Schwalben den Kirchturm

umkreisen; ich wurde nachdenklich und betrübt, ja, ich weinte sogar. Allein auch durch die Tränen und die Trauer, welche bald durch ein Lied, bald durch die Schönheit des Abends hervorgerufen wurden, drang gleich dem Frühlingsgrün das freudige Gefühl des jungen, schäumenden Lebens. Ich hatte ein Reitpferd, ich sattelte es mir selbst und ritt allein nach irgend einem fernen Punkt und ließ mir den Wind um die Ohren wehen und wähnte im Galoppieren, ich sei ein Ritter im Turnier. Wie ich mich erinnere, drängte sich in jener Zeit fast niemals das Bild einer Frau oder die Vorstellung von Frauenliebe mit bestimmten Zügen meinem Geiste auf; aber in allem, was ich dachte, in allem, was ich empfand, barg sich das halb unbewußte, schamhafte Vorgefühl von etwas Neuem, unsäglich Süßem, Weiblichem . . .“

Damals in der Weidenhammerschen Pension geriet Turgenjew abermals in den Bann einer Dichtung, die ihn mit allen seinen Gedanken und Empfindungen gefangen nahm. Es war ein Roman nach Walter Scotts Weise, die unserer aller Jugendtage einst so süß durchklungen hat, — Sagoskins „Juri Miloslawsky“. In den Unterrichtspausen machte der Lehrer seine Schüler mit dieser historischen Erzählung vertraut, daß die jungen Herzen mit glühendem Eifer an den Lippen hingen, die von den wunderbaren Abenteuern Kirschas, Alexeis und des Räubers Omlat sprachen. Der Verfasser war mit dem Turgenjewschen Hause eng befreundet und oft ein lieber Gast des Vaters. Als er ihn sah, ging es dem Jüngling, wie es der enthusiastischen Jugend zumeist zu gehen pflegt, — der angeschwärmte Dichter, den der Duft seiner Poesieen zu einer Idealgestalt in unserer Phantasie verklärt, enttäuscht mit verblüffender Nüchternheit, wenn er uns greifbar nahe rückt. Sagoskins plumper, breitgedrückter, vier=

eckiger Kopf, seine weit vorstehenden Augen hinter der großen Brille, das Zucken seiner Nase, sein kurzes Kinn, die ungeschickten Gesten seiner verwachsenen Figur, — alles das mußte von komischer Wirkung sein, wo man auf eine erhabene Erscheinung gespannt war. Von seinen literarischen Arbeiten sprach er nie ein Wort; desto mehr von seiner physischen Kraft und von seiner Beliebtheit bei den Frauen. Das goldene Herz, das in dem Manne wohnte, hat Turgenjew erst später gefunden, als er dem alten Dichter 1852 auf seinem letzten Krankenbette tröstend die Hand drückte.

Im Jahre 1834 wurde Iwan Turgenjew mit sechzehn Jahren Student der philosophischen Fakultät an der Universität zu Moskau. Der Tod seines Vaters veranlaßte ihn, noch in demselben Jahre mit seiner Mutter nach St. Petersburg überzusiedeln, um dort seine Studien fortzusetzen.

„Glücklich ist, wer in seiner Jugend auch wirklich jung gewesen ist," sagt Alexander Puschkin, und ein russisches Sprichwort lautet: „Die Jugend nährt sich mit vergoldeten Honigkuchen und glaubt in ihrer Harmlosigkeit, daß dies das tägliche Brot sei." Die Jugend, welche bald auf Adlers Flügeln durch den Äther kreist, bald im träumerischen Sinnen gefangen liegt, war auch Turgenjews Jugend, Jahre voll Unruhe und Drang, voll Selbstgefühl, ungeregelter Tätigkeit und emsiger Nichtstuerei, voll kühner Pläne, voll Irrungen und Wirrungen. Was will da werden?

Erinnerungen aus seiner Universitätszeit hat Turgenjew gern um seine Geschichten und Gestalten gewoben; aber es ist immer das wärmere Moskauer Kolorit, das er vor dem kalten Petersburger bevorzugt. In „Punin und Baburin" werden wir im zweiten Teil nach Moskau ge-

führt, wo wir den Knaben, der einst mit dem Alten die russischen Klassiker las, als Studenten wiederfinden. Das Antlitz des Jünglings, hinter dem sich Turgenjew selbst verbirgt, trägt hier zwei neue Züge: er ist Romantiker und Republikaner geworden! Die Byronsche Muse, die alle Köpfe damals regiert (1837), entflammt auch ihn zur Schwärmerei, und über seinem Schreibtisch hängen die Lithographieen von Mirabeau und Robespierre. Ein ganzer Kranz von Studentenerinnerungen blüht in „Dimitri Rudin". Da erzählt Michael Leschnew von jenem Freundschaftsbunde, der sich bei dem rührend guten, stillen, sanften, reinen Pokorsky zusammenfindet, auf dem armseligen, kleinen Kämmerlein mit dem abgenützten, eingesessenen Sofa. Es sind fünf bis sechs junge, ganz junge Leute. Sie trinken abscheulichen Thee und essen steinharten Zwieback dazu. Aber in dem Lichtkreis der einzigen Kerze — wie glänzen die Augen, glühen die Wangen, klopfen die Herzen! Und die Zungen sind gelöst. Sie sprechen von Gott, von der Wahrheit, von der Zukunft des Menschengeschlechts, von der Poesie. Zuweilen ist's unsinniges Zeug, wenn die Begeisterung sie gar zu sehr hinreißt, — aber was will das heißen! Die Nacht zieht wie auf Fittichen in stillem, schnellem Flug dahin. Der junge Morgen graut, und die Schwärmer trennen sich; bewegt und gerührt ziehen sie durch die verödeten Straßen und betrachten die Sterne mit vertrauten Blicken, als wären sie ihnen selbst näher gerückt, als wäre auch ihr Wesen ihnen vertrauter geworden. „Es war eine herrliche Zeit," so schließt der Erzähler, „und ich mag und will nicht glauben, daß sie an uns vorübergegangen ist, ohne ein dauernde Spur zu hinterlassen. Nein, diese Zeit ist auch nicht verloren, selbst für diejenigen nicht, die später vom Leben hart mitgenommen wurden und in seinem Strudel

untergingen. Mehr als einmal bin ich alten Kommilitonen begegnet. Man hätte von dem einen oder anderen meinen können, jedes edle Gefühl wäre in ihm erstickt, — da genügte es, den Namen Pokorsky zu nennen, und alles Gute, was noch in jenem wohnte, wurde im tiefsten Grunde der Seele lebendig. Es war gerade, als ob man in einem finsteren, unsauberen Gemach ein Fläschchen mit Parfüm, das seit langer Zeit unbeachtet liegt, öffnet und nun den Wohlgeruch ausströmen läßt."

Jugend und Freundschaft und Liebe — wie ein Gefilde der Seligen stiegen diese Tage dem alternden Dichter später herauf, wenn seine einsamen Gedanken ihn der umgebenden Gegenwart entrückten.

So entstand im Juni 1878 eine Phantasie, die in der Sammlung Senilia enthalten ist, ein Gedicht in Prosa: „O Gefilde der Seligen! O azurblaues Reich des Lichts, der Jugend und des Glücks! Ich habe dich geschaut... im Traume. Ich saß mit einer Anzahl Gefährten auf einem stattlichen, schöngeschmückten Nachen. Wie eine Schwanenbrust rundete sich das gebauschte weiße Segel unter den lustigen Wimpeln.... Hellklingendes, fröhliches Lachen erscholl von Zeit zu Zeit in unsrer Mitte, wie das Lachen der Götter.

„Dann plötzlich ertönten von jemandes Munde Worte — Verse voll wunderbarer Schönheit und begeisterter Kraft. Der Himmel selbst schien ihnen Antwort zu tönen, und gleichsam mitempfindend erzitterte rings das Meer.... Und wiederum trat selige Ruhe ein.

„.... Inseln, zauberhafte, halb durchsichtige, von kostbaren Edelsteinen, Smaragden und Rubinen schimmernde Inseln schwebten an uns vorüber. Berauschende Düfte stiegen von den sich rundenden Ufern auf; hier wurden wir mit einem Regen von weißen Rosen und Maiglöckchen

überschüttet; dort schwebten plötzlich auf langen Fittichen irisfarbene Vögel zum Himmel empor.

„..... Zugleich mit den Blumen und Vögeln schwebten süße, süße Töne zu uns herüber; Frauenstimmen klangen hindurch. Und alles rings umher, der Himmel, das Meer, die schwankenden Segel in der Höhe, das Murmeln der Flut am Hinterteil des Nachens — alles sprach von Liebe, von seliger Liebe!

„Und die Geliebte, die jeder sich erkoren, war in der Nähe, wenn auch unsichtbar. Noch einen Augenblick — und ihr Auge glänzt; ihre Wange lächelt; ihre Hand ergreift die deine und zieht dich mit sich in ein ewiges Paradies. O Gefilde der Seligen, ich habe euch geschaut — im Traume." (Übers. von Wilhelm Lange.)

Eine ehrliche Abneigung hielt den Studenten Turgenjew von den Salons der Petersburger Aristokratie fern, und liberale, republikanische Ansichten durchschwirrten nach Jünglingsart seinen Kopf. Seine geschichtlichen Studien führten ihn 1835 in ein Kolleg zu Gogol, das allerdings mehr originell als wissenschaftlich war. Er mochte es kaum begreifen, daß der Mann, der für den Lehrberuf nicht einmal mittelmäßig vorbereitet war, derselbe sein sollte, dessen „Abende auf dem Meierhofe bei Dikanjka" ihn mit ihrer lyrischen Stimmung so sehr entzückten. Im Jahre 1836 kam Gogols „Revisor" zum ersten Male auf die Bühne und 1837 Glinkas Oper „Das Leben für den Zaren". Turgenjew wohnte den Premièren bei, aber er gesteht offen, daß er die Bedeutung dessen, was vor seinen Augen vorging, nicht erkannte. Auch als er damals Gribojedows Komödie „Wehe dem Gescheiten!" sah, waren es nicht mehr als Äußerlichkeiten, die von der Aufführung des genialsten, leidenschaftlichsten Lustspiels in seiner jugendlichen Seele haften blieben.

Die russische Jugend der dreißiger Jahre schwärmte für Puschkin. Jungherziger Enthusiasmus entzündet sich nicht an abstrakten Ideen; er verlangt sie in einem greifbaren Vorbild verkörpert. Das Idol Turgenjews und seiner Zeitgenossen war der Dichter des Eugen Onegin. Aber auch Göttern von geringerem Rang flocht die Begeisterung Kränze. Wie in vergangenen Tagen deutsche Jünglinge Matthissons Sentimentalitäten im Herzen hegten, so berauschte sich Turgenjew mit seinen Freunden an dem gedankenarmen Klingklang des Modedichters Benedictow. Der Rausch dauerte bis zu dem Tage, da er in der Bérangerschen Konditorei ein Heft des Moskauer „Teleskop" fand, in dem der Kritiker Belinsky mit diesen Gedichten unbarmherzig ins Gericht ging.

Die ersten persönlichen Beziehungen zu einer der Größen der zeitgenössischen russischen Literatur fand Turgenjew im Jahre 1834. Als er damals mit seiner Mutter nach Petersburg übergesiedelt war, erinnerte sich diese ihrer alten Freundschaft mit Shukowsky. Der namentlich von der Damenwelt verehrte Poet war zu jener Zeit der Erzieher des Thronfolgers Alexander Nicolajewitsch. Frau Turgenjew stickte ihm zu seinem Namenstage ein schönes Sammetkissen, auf dem eine mittelalterlich kostümierte Dame mit einem Papagei prangte. Iwan Turgenjew trug das zarte Präsent eigenhändig ins kaiserliche Winterpalais, wo der Dichter wohnte. Schon als er das ungeheure Gebäude betrat und die langen Korridore durchschritt, an den unbeweglichen Schildwachen vorbei, bemeisterten ihn Angst und Schüchternheit. Als ihn aber gar erst ein langer Lakai in rotem Rock in das Kabinett des Dichters führte und dieser ihn von seinem Schreibtisch aus nachdenklich freundlich anschaute, da war er vollends befangen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen; er stand fest-

gebannt auf der Schwelle und brachte keine Silbe heraus, während seine beiden Hände das unselige Kissen wie einen Täufling präsentierten. Die humane, liebenswürdige Art Shukowskys half dem Armen aus der Verlegenheit, und der Strahl von Wohlwollen und Güte, der aus den dunklen, tiefen Augen des Dichters leuchtete, beglückte in der Erinnerung den schüchternen Jüngling noch lange.

Die Ahnung seines eigenen dichterischen Genius hatte Iwan Turgenjews Schritte sicherlich nicht zu Shukowsky gelenkt. Erst 1836 erwachte in ihm die Lust zum Reimen. In St. Petersburg war damals die gelobte Zeit der Romantik. Byrons Muse beherrschte alle jugendlichen Gemüter, und diese Muse mußte unbedingt schwarzes Haar und blasse Wangen haben und dazu einen verächtlich stolzen Gesichtsausdruck, ein ironisch-bitteres Lächeln, einen hinreißenden Blick und ein geheimnisvolles, dämonisches, fatalistisches Etwas — wie es in „Punin und Baburin" heißt. In solcher Atmosphäre kam auch über Turgenjew die Begeisterung, und er dichtete in der Manier des Byronschen Manfred ein anfängerhaft unselbständiges Drama in fünffüßigen Jamben. Es hieß „Stenio". Mit frischem Selbstvertrauen übersandte er es dem Professor der russischen Literaturgeschichte, Peter Alexandrowitsch Pletnew. Dieser Mann war ein Enthusiast, aber ohne hervorragende Gelehrsamkeit und ohne schöpferisches Talent. Seine zartfühlende, reine Natur war nicht zum Kritisieren, wohl aber zu herzlicher Teilnahme geschaffen. Die milde Klarheit seiner Sprache, seine angenehmen, ruhigen Umgangsformen, die Fähigkeit, seine eigenen Empfindungen suggestiv auf seine Zuhörer zu übertragen — das alles machte ihn zu einer ungemein anziehenden Persönlichkeit. Und dann kam noch eins hinzu, was ihn in den Augen der leicht erregten jungen Welt mit einem Strahlenkranz

umgab: er war der beste Freund und innigste Vertraute des großen Puschkin, der ihm sogar sein berühmtestes Werk, den Eugen Onegin, gewidmet hatte.

Nun, Pletnew kritisierte in einer seiner Vorlesungen Turgenjews „Stenio“ mit dem ihm eigenen Wohlwollen. Auf der Straße draußen rief er darauf den Verfasser zu sich heran und sprach mit freundlichem Vertrauen von seinem dichterischen Talent. Bald darauf lud er ihn zu einem seiner berühmten literarischen Abende ein.

Welch ein Ereignis für den jungen Dichterling! Turgenjew traf in Pletnews Salon — es war im Januar 1837 — etwa acht Herren um die schweigsame Dame des Hauses versammelt, dichtende Schöngeister, unter ihnen auch einige literarisch angehauchte Offiziere der Garnison; im allgemeinen Männer ohne auffallende künstlerische Begabung. Die fesselndste Erscheinung war noch der Fürst W. F. Odojewsky, der geistvolle, in Schellingschen Ideen wandelnde Romantiker, dessen phantastisch-poetische Werke den deutschen Leser an E. T. A. Hoffmann und Jean Paul erinnern. Ganz außerhalb des Lichtkreises aber saß in einer dunklen Ecke eine eigentümliche Gestalt in langschößigem Rock und kurzer Weste, mit einer Uhrkette von blauen Glasperlen und mit geknotetem Halstuch. Dieser Unbeachtete war doch allen Anwesenden an poetischer Kraft bei weitem überlegen. Er hieß Alexei Kolzow, und der Fürst Odojewsky hatte ihn gerade entdeckt und in die ästhetischen Salons eingeführt. Seine Jugend hatte er, der Sohn eines Viehhändlers, hinter den Herden zugebracht, und unter der Ungunst der Verhältnisse waren ihm kaum die Elemente der allgemeinen Bildung zu teil geworden. Um so verblüffender wirkten seine volkstümlichen Gedichte voll wahren und tiefen Gefühls, als sie 1831 erschienen; sie machten ihn

rasch berühmt und führten ihn mit den vornehmen Trägern einer höheren Bildung zusammen. Selbst der Zar Nikolaus ließ sich den merkwürdigen Mann vorstellen. Heute hockte der Plebejer linkisch und blöde abseits der Gesellschaft, von der er sich durch eine tiefe Kluft alter Standesvorurteile geschieden fühlte. Er bewegte leise die Füße und war von öfteren Hustenanfällen geplagt, bei denen er eilig die Hand gegen die Lippen drückte. Ein ungewöhnlicher Verstand glänzte aus seinen Augen, aber sein Gesicht war einfach und echt russisch, eine Art von Gesicht, wie man es oft auf Porträts bäuerlicher und bürgerlicher Autodidakten findet; nicht Energie, sondern schüchterne Weichheit und trübe Versunkenheit brüteten auf den Zügen. Pletnew trat mit seiner ungezwungenen Höflichkeit zu dem stillen Gaste und bat ihn, eines seiner letzten lyrischen Gedichte vorzutragen; aber da geriet Kolzow in eine so peinliche Verlegenheit, daß jener von einer Wiederholung seiner Bitte sofort abstand. Die Stimmung im Pletnewschen Salon war, wie damals überall, eine beklommene. Die geistreichen Menschen bewegten sich unter dem Druck, den die Regierung auf jede freiere Regung ausübte, mit dem fröstelnden Gefühl der Unbehaglichkeit. Noch war die Literatur keine selbständige Macht, und sie konnte es nicht sein, so lange es keine freie Presse und keine persönliche Freiheit gab. „Der Literat, wer er auch sein mochte, fühlte sich als eine Art Kontrebandist." Pletnew führte das Wort; er sprach von Shukowsky und von dieser oder jener Erscheinung der zeitgenössischen Poesie; aber die Konversation am Theetisch auf einen lebhaften Ton zu stimmen, wollte ihm nicht gelingen.

Wäre Turgenjew etwas frühzeitiger im Salon erschienen, so hätte er seinen Heros Puschkin dort bewundern dürfen. So hatte er nur im Vorzimmer einen flüchtigen

Anblick des Olympiers erhaschen können. Als Turgenjew eintrat, tat er gerade den Mantel um, setzte den Hut auf und rief abschiednehmend dem Hausherrn mit tönender Stimme, indem seine weißen Zähne blinkten und die lebhaften Augen funkelten, ironisch zu: „Ja, ja, unsere Minister sind vortreffliche Leute; es läßt sich nicht leugnen!“

Als Turgenjew an dem für ihn so denkwürdigen Abend Pletnews Haus verließ, um Mitternacht, bot er dem schüchternen Kolzow einen Platz in seinem Schlitten an. Der wickelte sich fest in seinen armseligen Pelz und hustete beständig in einer beängstigenden Weise. Als Turgenjew ihn fragte, warum er keines seiner Gedichte habe vortragen wollen, erwiderte er: „Was hätte ich wohl lesen sollen, nachdem Alexander Sergejewitsch Puschkin eben fortgegangen war! Ich bitte Sie, mein Herr.“ Noch also sprach die Bescheidenheit aus dem unscheinbaren, verlegenen Dichter, der bald, von dem gefährlichen Weihrauch des Ruhmes berauscht, mit beleidigendem Plebejerhochmut seine früheren Freunde von sich stieß. — An der Ecke eines Seitengäßchen verließ er den Schlitten und verschwand eiligst im Nebel der St. Petersburger Januarnacht. Turgenjew sah ihn nie wieder; durch Widerwärtigkeiten aller Art verbittert, starb Kolzow nach schwerer Krankheit in trübseliger Umgebung fünf Jahre darauf.

Früher noch welkte Puschkin dahin. Turgenjew traf ihn einige Tage nach der ersten flüchtigen Begegnung bei einer Matinee im Engelhardtschen Saale. Da lehnte der Gefeierte in theatralischer Pose an einer Säule, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blick im Kreise herumsehend. Das düstere, nicht allzugroße Gesicht, die breiten, aufgeworfenen Lippen, die an das afrikanische Blut seiner mütterlichen Vorfahren gemahn-

ten, die großen, vorstehenden Zähne, der krause Backenbart, das gelockte Haar, die hohe, von Augenbrauen entblößte Stirn — das alles prägte sich für ewige Zeit dem Jüngling ein, der seinen Abgott voll Verehrung anstarrte. Diesem aber mochten die zudringlichen Augen Mißbehagen verursachen; er zuckte übellaunig und verdrießlich mit den Schultern und trat beiseite. Kurz darauf, am 29. Januar, riß der kalte Tod den Dichter mitten heraus aus dem blühenden Leben. Turgenjew sah ihn auf der Bahre liegen, ehe er im Swjatogorschen Kloster beigesetzt wurde.

Die humane Nachsicht, mit der Turgenjews erstes Drama von Pletnew beurteilt war, veranlaßte den kühner gewordenen Jüngling, ihm sofort noch eine Anzahl von Gedichten vorzulegen. Der Kritiker veröffentlichte davon zwei Stücke anonym im Jahre 1838 in dem von Puschkin begründeten Journal „Sowremennik". Es war das erste Erzeugnis Turgenjews, das der Druck bekannt machte. Eines dieser Gedichte hieß „Die alte Eiche", auf die Überschrift des anderen konnte sich der Dichter später selbst nicht mehr besinnen.

Iwan Turgenjew — in schwärmerischer Pose sinnend und den Besuch der Muse erwartend — das wäre ein falsches Bild. Die paar Reimereien, die ihm gelungen, schätzte er selbst nicht allzuhoch; sie waren nicht mit seinem Herzblut geschrieben. Er, der niemals der Poesie nachgejagt hat, dachte mit keinem Gedanken daran, daß sie ihm zum Leitstern seines Lebens werden sollte. Der Drang nach der schönen Fremde überwog zunächst alle anderen Leidenschaften. Er war neunzehn Jahre alt, als er 1838 zum ersten Male den Boden Rußlands verließ und nach dem Westen ging. Es war ein Schritt, der ihn aus engem Tal ins Reich der Erkenntnis führte, zu einer Höhe, die

weite Umschau bot. Die Reise war keinem Ausflug gleich, der nach kurzer Frist wieder heimwärts zum Neste lenkt: Turgenjew hat seine Heimat nie wiedergefunden.

Die Summe der Bildung, die er auf Rußlands hohen Schulen eingeheimst hatte, wog ihm zu leicht; er war überzeugt, daß die Quelle echten Wissens im Auslande flösse. Von seinen Professoren in Petersburg hatte auch nicht einer diese Meinung erschüttert.

Turgenjew mußte, als er das Schiff bestieg, daran denken, daß er nur dem alten Impulse folgte, der schon den Uranfängen der russischen Geschichte ihren Entwickelungsgang vorgezeichnet hatte. Die slavischen Volksstämme am Dniepr entschlossen sich 862, müde der inneren Kämpfe und äußeren Gefahren, Boten übers Meer nach Norwegen zu senden, um sich dort aus dem Stamm der Waräger einen Herrscher zu holen. „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin; kommt und regiert uns!" — so redeten damals die Abgesandten vor dem Normannenfürsten Rurik — so beugte jetzt auch die moderne russische Jugend ihr Knie vor der Überlegenheit des germanischen Geistes.

In jungen Seelen ist die Sehnsucht nach der reizvollen Ferne und dem Glück der Fremde größer als der Überdruß an den sozialen Mißständen der Heimat. Aber Turgenjew ahnte doch bereits, daß ihm das Leben eines Junkers auf der Steppe, wie es sein Vater, sein Großvater, alle seine Ahnen geführt hatten, nicht wert des Lebens scheinen möchte. Aufgeklärten Geistes, wie er war, und erregt vom Sturm und Drang der Jugend, trug er ein Gefühl des Widerwillens, ja der Empörung gegen die heimische Ständewirtschaft. Sie dünkte ihm unerträglicher denn je, seit Nikolaus I. die ersten Ansätze zur Bauernemancipation unter dem Einfluß des reaktionären

Adels fruchtlos wieder erstarren ließ. Unversöhnliche Feindschaft gegen die Leibeigenschaft — das war sein Hannibalsschwur, als er sich von der Heimaterde wandte. Um seinen Feind aus der Entfernung kaltblütiger beobachten, um gegen ihn seine Attacke sorgfältiger vorbereiten zu können, ging er ins Ausland. „Und so machte ich es," — sagt er selbst in seinen Erinnerungen — „ich stürzte mich in die deutsche Flut, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich zu reinigen und umzuschaffen."

Turgenjew ging nach Berlin, das die Stadt Rankes, Savignys, Humboldts, Rauchs, Schinkels — vor allem aber die Stadt der Hegelianer war. Hegels Lehre, von Stankewitsch nach Moskau importiert, berauschte am Ende der dreißiger Jahre die wissensdurstige russische Jugend; sie mußte mit der gewaltigen Selbstgewißheit ihres Systems gerade solche Leute anziehen, deren Halbbildung nach einer festen Autorität verlangte. Jede Broschüre, die sich mit der Hegelschen Philosophie beschäftigte, wurde in den Moskauer und Petersburger Studentenkreisen gierig verschlungen. Da gab es keinen einzigen Paragraphen, der nicht verzweifelte Disputationen hervorgerufen hätte. Man stritt die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen. Freunde mieden sich wochenlang, weil sie sich bei der Definition des Begriffes vom transcendentalen Geiste nicht einigen konnten, oder weil einer den anderen durch seine Ansicht über das „absolute Ich" und dessen „Sein an sich" beleidigte. Ging damals jemand — so sagt ein russischer Schriftsteller — im Sokolnikipark bei Moskau spazieren, so tat er es, um sich dem pantheistischen Gefühl seiner Einheit mit dem Kosmos hinzugeben; und begegnete ihm unterwegs ein angetrunkener Soldat oder ein Weib, so sprach der Philosoph nicht einfach mit ihnen, sondern bestimmte die Substanz des Volkstümlichen in

ihren unmittelbaren und zufälligen Erscheinungen. Einer so angeregten Generation mußte die philosophische Fakultät der Berliner Universität, wo nach Hegels Tode die Diadochen des Meisters Lehrgebäude ausbauten, als ein Mekka erscheinen.

Im Mai fuhr Turgenjew auf dem Dampfer „Nikolaus I." von Petersburg nach Lübeck. Er reiste zum ersten Male allein und hatte daher seiner Mutter versprechen müssen, niemals eine Spielkarte anzurühren. An einem Abend, als der Dampfer an der mecklenburgischen Küste entlang fuhr, erlag er trotzdem der Versuchung. Er nahm an einem Hazardspiel in der Kajüte teil, und das Glück, das allen Neulingen lächelt, baute Haufen Goldes vor ihm auf. Da wird die Tür aufgerissen, der Ruf Feuer! erschallt; die Kajüte ist im Augenblick voll von Rauch; Gold Silber, Bankbillets poltern durcheinander, und alles stürzt auf Deck, wo schon mächtige Feuersäulen emporsteigen. In dem lauten Getümmel, der heillosen Verwirrung packt der verzweifelte Trieb der Selbsterhaltung alle die jammernden Menschenwesen und nicht zum mindesten den jungen Turgenjew. Er faßt einen eilenden Matrosen bei der Hand und verheißt ihm zehntausend Rubel, wenn er ihn retten würde; der aber reißt sich unwillig los. Die windentfachte Feuersbrunst wird von Minute zu Minute gewaltiger. Endlich gelingt es dem Kapitän, den Kurs auf die rettende Küste zuzulenken. Auf einer der äußeren Treppen hat Turgenjew neben einer alten betenden Köchin Schutz gesucht. Er starrt auf den roten Schaum, welcher unter ihm brodelt und ihm seine Spritzflocken ins Gesicht schlägt; und über ihm züngelt die Lohe, heult der Sturm. Er will lieber ertrinken als verbrennen . . . Ein Matrose gewahrte dort die zwei Unglücksgestalten noch im letzten Augenblick und brachte sie zum Vorderteil des

Schiffes, wo die Passagiere von dem entschlossenen Kapitän auf zwei Booten zum Strande geschafft wurden. Bald glühte vom Meere zu den Geretteten herüber der breite, unbewegliche Flammenstoß, den gleichgültige Seemöven in schwerfälligem Fluge umkreisten . . .

In Berlin studierte Turgenjew die alten Sprachen; er hörte Böckhs Vorlesung über griechische Literaturgeschichte und Zumpts Vorlesung über römische Altertümer. Aber seine linguistische Vorbildung war so mangelhaft, daß er zu Hause einsam und schülerhaft seine griechische und lateinische Grammatik stümpern mußte. Geschichtliche Vorlesungen hörte er bei Ranke und bei Gans. Mit besonderem Eifer aber drang er unter der Leitung Karl Werders, der damals gerade außerordentlicher Professor geworden war, in die Hegelsche Philosophie ein.

Wie die Mehrzahl der Russen, war Turgenjew kein philosophischer Kopf; er besaß nicht die Fähigkeit, in deutscher Weise abstrakt zu denken — zudem war er trotz seiner zwanzig Jahre noch ein halber Knabe! „Bald las ich," so erzählte er einmal, „Hegel und studierte Philosophie, bald amüsierte ich mich mit meinem Mentor, einen Hund zu dressieren und gegen Ratten abzurichten. Sobald ich erfuhr, daß es irgendwo Ratten gab, warf ich Hegel und die ganze Philosophie beiseite und begab mich auf die Rattenjagd."

Die Befriedigung, die ihm die philosophischen Studien einige Jahre lang gewährten, wich später einem starken Unbehagen. Aus seinen Schriften blickt wohl zuweilen eine höhnische Grimasse, die der „nebligen Speise germanischer Seelen" gilt. Wassili Wassiljewitsch, der Hamlet von Schtschitgrow („Memoiren eines Jägers"), ist so eine unglückliche Natur, die an unverdauter Hegelscher Philosophie krankt. Er ist drei Jahre im Auslande gewesen, hat

in Berlin philosophiert, hat Hegel gehört, kennt Goethe auswendig, ist in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen und hat dann nachher ein kahlköpfiges, schwindsüchtiges Steppenfräulein geheiratet. In seiner Heimat weiß er nun nichts mit der mühsam erworbenen Bildung anzufangen. Inmitten ungeschliffener Nachbarn fühlt er sich auf seinem väterlichen Gute wie ein Verbannter und langweilt sich wie ein eingesperrter junger Hund. Die holden Träume einer idealen Lebensführung zerflattern vor den dürren Gespenstern des russischen Alltagstreibens, vor den Viehseuchen, rückständigen Steuern und Subhastationen. Die Hegelsche Encyklopädie hat ihn vom realen Leben abgelenkt und hat ihn um das bißchen selbständige Denken gebracht, das jedem unbefangenen Wesen gegeben ist. Er ist eine Hamletsnatur. „Ich bin," sagt er, „kein Steppentölpel; ich bin durch Reflexionen wurmstichig geworden, und nichts in mir ist unmittelbar geblieben."

Von der Philosophie übertrugen Turgenjews Landsleute am Ende der dreißiger Jahre ihre Schwärmerei auf die deutsche Dichtkunst. Nicht die Poesie des jungen Deutschlands zog sie an, der Name des großen Goethe war ihnen der berauschende Klang. In Goethe, besonders im zweiten Teile des Faust, zu Hause zu sein — heißt es bei einem russischen Zeitgenossen — galt für ebenso wichtig und selbstverständlich als der Besitz eines Rockes. Auch Turgenjew hatte sich schon in jungen Jahren den Genius der Goetheschen Dichtkunst zum Führer erkoren, und er blieb ihm treu sein Leben lang. Ihn liebte er vor allen, und es war ihm stets ein angenehmer Zeitvertreib, im trauten Freundeskreise Goethesche Verse ins Russische oder Französische zu übertragen. Citate aus Goethes Schriften finden wir überall in seinen Novellen

und Briefen. „Goethe ist der Lehrer unserer aller,“ rief er 1869 den jungen russischen Schriftstellern zu, und in dem kleinsten Gedichte des deutschen Meisters erkannte er dessen unendliche Überlegenheit zu einer Zeit, da ihm selbst schon die Anerkennung der ganzen Welt schmeichelte. Nicht inniger konnte er seine Verehrung für den größten deutschen Dichter ausdrücken, als wenn er in seiner Novelle „Faust“ zeigte, wie die Lektüre der Goetheschen Dichtung eine russische Frauenseele zu erschüttern vermag. Daß er auch durch das übrige weite Gebiet der deutschen Poesie auf vertrauten Pfaden wandelte, bedarf bei seinem umfassenden und so reich gestalteten Geistesleben keiner Betonung. Bis zu den Gedichten Albrechts von Haller war seine Literaturkenntnis ausgedehnt. In der Sammlung seiner Aufsätze findet sich eine Vorrede zu einer russischen Übersetzung des Auerbachschen Romans „Das Landhaus am Rhein“ (1868) und eine größere Abhandlung über Goethes „Faust“ (1845). In dieser ist eine charakteristische Würdigung des deutschen Geistes beachtenswert: „Faust ist eine erhabene Dichtung. Sie tritt als vollständigster Ausdruck einer Epoche vor uns hin, welche sich in Europa nicht wiederholt, — jener Epoche, in der die Gesellschaft bis zur eigenen Negation ging, in der jeder Bürger sich in einen Menschen verwandelte, in der der Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit begann und in der die Menschen nichts Unerschütterliches anerkannten außer menschlicher Vernunft und Natur. Die Franzosen verwirklichten diese Selbstherrschaft der Vernunft in der Tat, die Deutschen in der Theorie, in der Philosophie und Dichtung. Der Deutsche ist überhaupt nicht so sehr Bürger, als er Mensch ist; bei ihm gehen die rein menschlichen Fragen den sozialen vor. Die Epoche entsprach vollkommen der Grundrichtung des

deutschen Volkes, und da erschien ein Dichter, dem man nicht ohne Grund vollständigen Mangel jeglicher bürgerlichen Überzeugung vorwarf und einen Heiden nannte, — ein Dichter, der nur deshalb ein Deutscher war, weil es nur den Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein, und der nun aus der Tiefe seiner allumfassenden, aber tief-egoistischen Natur den „Faust“ emporförderte.“

Eine Begeisterung für die deutschen Dichter ist bei Turgenjewschen Gestalten stets ein Merkmal idealer Gesinnung. Der liebenswürdige, blonde, schwärmerische, bescheidene Fähnrich Küster im „Raufbold“ hat auf seinem Bücherbrett die Büsten Schillers und Goethes stehen, und er liebt die Idyllen von Christian Ewald von Kleist. Dimitri Rudin liest auf der Gartenbank unter dem leicht durchbrochenen Schatten des Eschenbaumes seiner angebeteten Natalie Goethes Faust vor und die Briefe Bettinas und Novalis'. Er versinkt ganz im Strom deutscher Romantik und deutscher Philosophie und zieht Natalie mit sich fort. Eine bisher unbekannte Welt tut sich da vor den Augen des jungen Mädchens auf; von jeder Seite des Buches strömen entzückende Vorstellungen, großartige und rührende Bilder, neue leuchtende Gedanken in ihre Seele, und in ihrem Herzen erglimmt langsam der Funke heiliger Begeisterung. In der Novelle „Faust“ findet Paul Alexandrowitsch in einem Bücherschranke seine alte Faustausgabe vom Jahre 1828 wieder, und als er darin blättert, steigen die Erinnerungen in ihm auf; er denkt an Berlin, an die Studentenzeit, an die Schauspielerin Klara Stich (spätere Crelinger), die das Gretchen gab, an den berühmten Seidelmann in der Rolle des Mephistopheles und an die Faustmusik von Radziwill ... Ein ganzes Stück von Turgenjews eigenen

Berliner Jugendtagen wird mit diesen paar Worten lebendig.

In der Verehrung Hegels und Goethes traf der junge Turgenjew mit einem Freunde zusammen, der einen Winter lang in Berlin sein Stubengefährte war — mit dem bekannten Michael Bakunin. Der gewann den um vier Jahre jüngeren Landsmann herzlich lieb, nahm aber ihm gegenüber oft eine erzieherhafte Miene an und suchte ihn namentlich von kleinen galanten Abenteuern zurückzuhalten, denn er selbst hatte die Idee, daß ein Mensch, der mit solchem Firlefanz seine Zeit vertrödelt, töricht und unehrenhaft handelt. Turgenjew teilte nur in der Theorie die Meinung seines Mentors, in der Praxis erlaubte er sich manchmal eine kleine Fahnenflucht. Er hatte eine Liebschaft mit einem jungen Gretchen, einer kleinen Schneiderin, zu der er bisweilen entschlüpfte. Zu seinem Erstaunen und seiner Schande ahnte Bakunin immer, wenn er von einem Stelldichein heimkehrte. Trat dann Iwan über die Schwelle, so grüßte ihn Michael mit einem Blick tiefster Verachtung: „Nun, du Verworfener, warst du schon wieder bei deiner Deutschen?“ Der Ertappte wurde stets puterrot und schwieg. Wenn Turgenjew in späteren Jahren, als längst die Bande zwischen ihm und dem radikalen Anarchisten zerschnitten waren, diese Anekdote erzählte, fügte er hinzu: „Wie er es wissen konnte, ist mir heute noch unbegreiflich.“ Nach dem Modell seines Kameraden Bakunin hat er bekanntlich die Figur des Schönredners Rudin entworfen und die Ähnlichkeit bis in die kleinsten Züge, sein ewiges Rauchen, Räsonnieren und Schuldenmachen, durchgeführt.

Turgenjews Wißbegierde haftete nicht an Berlin. So machte er einen Ausflug nach der Schweiz. Den russischen Mentor, der sein Interesse auf die Magenfrage be-

schränkte, schüttelte er ab; dann kaufte er sich Bluse, Ranzen, Stock und Karte und machte sich auf eigene Faust ohne Führer auf den Weg. — Sein erster Aufenthalt in der Fremde dauerte zwei Jahre. Wenn seine große Vorliebe später der Stadt Paris und dem französischen Volke galt, so hat er doch auch oft genug noch auf kürzere oder längere Zeit Deutschland aufgesucht. Er hat auf seinem Schlößchen in der schönen Bäderstadt an der Oos in den sechziger Jahren eine wonnige Zeit arkadischen Glücks verlebt und hat zu deutschen Künstlern und Schriftstellern manche dauernde Beziehung angeknüpft. Unangebrachte nationale Empfindlichkeit machte es ihm zum Vorwurf, daß er hier und da einmal einen Deutschen in seinen Erzählungen auftreten läßt, wenn er Erhabenes parodieren will und einen geizigen, plumpen, pedantischen Gesellen als Kontrastfigur braucht. Es fehlt dem Dichter dabei jede beleidigende Absicht; er malt unwillkürlich den Deutschen dann mit denselben Zügen, die seinem Typus in dem eifersüchtigen Vorurteil des russischen Volkes unlöslich anhaften. Übrigens ist das eine wertlose Nebensächlichkeit, die überreich aufgewogen wird durch Turgenjews ebenso ehrlichen wie schönen Ausspruch: „Ich verdanke Deutschland zu viel, um es nicht als mein zweites Vaterland zu lieben und zu verehren.“

So wandten sich auch im Jahre 1870 seine Sympathieen Deutschland zu. In der Nacht nach der Kriegserklärung fuhr er im Eisenbahnzuge auf einer Heimreise aus seinem Vaterlande durch Deutschland. Diese Nacht — äußerte er später — wird mir unvergeßlich bleiben; alle Bahnhöfe waren von Menschen dicht erfüllt, aber nirgends vernahm man Lärm oder laute Ausbrüche, überall zeigte sich ernste Entschlossenheit; man sah, es war eine gewaltige Kraft, die da aufstand. Und bald darauf, am

29. August, schrieb er an L. Friedländer aus Baden-Baden: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich mit ganzer Seele auf der Seite der Deutschen stehe. Das ist wahrlich ein Krieg der Zivilisation gegen die Barbarei — aber nicht so, wie die Herren Franzosen es meinen. Dem Bonapartismus muß der Garaus gemacht werden, was es auch koste, wenn die öffentliche Moralität, die Freiheit und Selbständigkeit Europas überhaupt eine Zukunft haben soll. — Wie häßlich, wie lügenhaft und durch und durch faul und kleinlich zeigt sich doch die „große Nation"! Sie muß auch ihr Jena, ihr Sewastopol, ihr Königgrätz haben — und wenn sie von der Lektion nicht zu profitieren versteht, so ist es eben aus mit ihr!"

Es hat für uns einen Reiz, zu beobachten, wie dem unübertrefflichen Schilderer der russischen Natur die Charakteristik einer deutschen Landschaft mit ihrer intimen Schönheit gelungen ist. In den „Visionen" trägt Ellis den Dichter über Raum und Zeit; jetzt fliegen sie über den Park von Schwetzingen dahin, jetzt über den Schwarzwald. „.... Berge und immer wieder Berge und Wald, prächtiger, alter Wald. Die Nacht ist hell; ich kann jede einzelne Baumgattung unterscheiden. Besonders schön heben sich die Silbertannen mit ihren weißen, geraden Stämmen ab. Hin und wieder am Waldessaume zeigen sich Rehe; schlank und aufmerksam stehen sie da auf ihren dünnen Beinen und lauschen und wenden, die röhrenförmigen Ohren spitzend, lieblich die Köpfe nach allen Seiten. Auf dem Gipfel eines nackten Felsens streckt die Ruine eines Turmes traurig und stumm ihre halbzerfallenen Zacken empor; über dem alten, öden Gemäuer flimmert ruhig ein goldener Stern. Aus einem kleinen schwarzen Teiche steigt wie eine geheimnisvolle Klage der Ruf kleiner Unken herauf. Auch andere Töne, lang-

gezogene, schwermütige, wie von einer Äolsharfe herrührend, glaube ich zu vernehmen. Wir sind im Lande der Sagen und der Märchen! Derselbe feine, mondlichtähnliche Dunst, der mir in Schwetzingen aufgefallen war, ist auch hier überallhin verbreitet, und je weiter sich die Berge verlaufen, desto dichter wird dieser Dunst. Ich kann fünf, sechs, ja zehn verschiedene Schattenabstufungen, verschiedene Schattenschichten an den Abhängen der Berge zählen, und über all diese lautlose Mannigfaltigkeit herrscht in gleichmäßigem, ruhigem, fast eintönigem Scheine der Mond. Ein sanfter, leichter Wind hat sich erhoben und streicht vorüber. Ich selbst fühle mich leicht und von einer erhabenen Ruhe beseelt. Ellis, sagte ich, dies Land mußt du doch lieben!...“

Die deutsche grüne Rheinlandschaft am Siebengebirge und am Hunsrück tritt uns in der Novelle „Annuschka“ mit einer Fülle ganz prächtiger kleiner Bilder entgegen, über denen unendliche Anmut, Duft und Frische ausgegossen liegen. Turgenjew geleitet uns da in ein linksrheinisches Städtchen, das noch mit mittelalterlichen Mauer- und Wachttürmen bewehrt ist. Die Bogenbrücke überwölbt das klare Bächlein, das rheinwärts eilt, und die hundertjährigen Linden rauschen. Auf der Gasse stehen die hübschen, blonden Mädchen und rufen dem Fremden freundlich „Guten Abend“ zu. Der Mond lugt hinter den spitzen Giebeldächern und beleuchtet scharf die kleinen Steine des Pflasters, daß die Umrisse der alten Häuser sich deutlich abheben. Und es ist, als ob die Stadt den Blick des Mondes empfindet und nun friedlich und wie in süßen Schlummer versunken daliegt, ganz umflossen von diesem milden und die Seele doch in so eigener Weise anregenden Lichte. Im matten Goldschimmer blinkt der Hahn oben auf der Spitze des gotischen Kirchturms, und

in demselben Glanze leuchten hier und da die Wellen des Baches aus der dunklen Fläche. Hinter schmalen Fenstern brennt ein vereinzeltes Licht, Weinstöcke ranken sich um die Mauern. Es raunt und flüstert im Schatten des alten Brunnens auf dem Marktplatz; das langgezogene Pfeifen des Nachtwächters ertönt, und ein gutmütiger Hund regt sich und knurrt halblaut. Ein leiser Windhauch fächelt unser Gesicht, die Linden hauchen einen wohligen Duft aus, daß die Brust sich unwillkürlich hebt, daß man tiefer aufatmet, und das Wort „Gretchen" entschlüpft — halb ein Ausruf, halb eine Frage — den Lippen.

Auch in das Treiben des Bonner Burschentums führt uns der Dichter hinein, und wir merken, wie ihm das unaufhaltsame Drängen nach vorwärts ohne eigentliches Ziel, dies frische, harmlose, ungebundene Leben voll von Hoffen und Glauben zu Herzen dringt. Überall weht hier der kräftige Hauch einer gesunden Natur, und die Empfängnisfreudigkeit unverdorbener Jugend saugt ihn ein.... Wir stehen oben auf dem Weingelände und blicken nach dem Abendhimmel, wo eben die Sonne sank. Ein purpurner Schimmer von außerordentlicher Zartheit breitet sich über die Weinstöcke, über den trockenen Boden, der mit glatten Schieferstücken, mit Steinen und Geröll wie besät ist, und über die weißen Mauern des kleinen Weinberghäuschens. Unten liegt der Rhein; wie ein Silberstreif zieht er sich zwischen grünen Ufern dahin. Dort, wo die Sonne zur Rüste gegangen ist, flammt er in purpurrotem Schein, und seine Wogen haben dort einen goldenen Schimmer. Am Ufer breitet sich das Städtchen aus; deutlich sind alle seine Straßen, Gassen und Häuser zu unterscheiden, und ringsum bis in ferne Weiten dehnen sich die Felder, ziehen sich die Hügelketten dahin. Und über

dem allen der Himmel so tief und rein und die Luft so glänzend und klar und frisch . . . .

Jetzt weicht das rotglühende Licht im Westen einem matteren Rosa. Dann nimmt der Himmel eine bleichere Farbe an, und das Grau, das darauf folgt, macht endlich einer vollkommenen Dunkelheit Platz. Aus dem Tale kommen die Töne eines Walzers; die Ferne läßt sie lieblicher und milder klingen. In der Stadt unten und auf dem Flusse werden die Lichter angezündet. Dann geht der Mond am Horizont auf, und seine Strahlen erglänzen im prächtigen Wiederschein auf der leichtbewegten Fläche des Rheins. Jetzt fährt ein Boot gerade in den Mondstreifen hinein und zerteilt ihn. Wie mit einem Schlage hat alles ringsum sein Aussehen geändert. Was hell war, scheint in tiefe Schatten zu tauchen; dunkle Partieen treten in scharfer Beleuchtung und wie in neuer Gestaltung hervor. Auch der leise Windhauch schwindet und zieht dem Vogel gleich seine Flügel ein . . .

An einem anderen Tage streifen wir mit dem Dichter durch den Hunsrück. Scharfer Harzgeruch entströmt dem Walde, die Spechte klopfen, und auf dem sandigen, steinigen Grunde der murmelnden Bäche spielen die Forellen. Wir ziehen vorüber an grauem Felsgestein und Hügelketten, an freundlichen, kleinen Dörfern mit alten, ehrwürdigen Kirchen und Storchnestern, an umgrünten Mühlen. Landleute mit biederem Gesicht, in blaue Kittel und graue Strümpfe gekleidet, kommen uns entgegen; mit lautem Räderknarren ziehen wohlgenährte Pferde den schweren Lastwagen; jugendliche Wanderer mit langen, lockigen Haaren pilgern auf den mit Äpfel- und Birnbäumen gesäumten Landstraßen dahin . . . „Sei mir gegrüßt, du bescheidener Winkel deutschen Landes, in deiner liebenswürdigen Anspruchslosigkeit; auf Schritt und Tritt wird

man dort die Spuren fleißig schaffender und ordnender Hände gewahr; überall erkennt man die Anzeichen einer zwar langsamen, aber ausdauernden und unermüdlichen Arbeit. Gruß dir und Friede, du schönes Land!"

Im Jahre 1840 rüstete sich Turgenjew zur Heimfahrt. In den „Frühlingswogen" befindet sich in demselben Jahre auch ein junger zweiundzwanzigjähriger Russe auf der Rückreise nach seinem Vaterlande. „Dieser ganze Roman ist wahr," hat der Dichter geäußert, „ich habe ihn selbst erlebt und gefühlt; er ist meine Geschichte." Wir dürfen also in dem Helden Dimitri Pawlowitsch Sanin das Porträt Turgenjews erkennen. Und das ist ein Jüngling von liebenswürdigster Harmlosigkeit. Hinter dem Ladentisch des angebeteten Mädchens möchte er in seiner heiteren und glücklichen Stimmung sein Leben lang Konfekt und Mandelmilch verkaufen, während aus dem Hinterzimmer seine Gemma ihm zusieht mit den freundlich spottenden Augen, während die Sommersonne durch das dichte Laubwerk der Kastanien ins Fenster dringt, das ganze Zimmer mit dem goldgrünen Glanze der Mittagsstrahlen und Mittagsschatten erfüllt und sein Herz sich in süßer, träumerischer Untätigkeit wiegt, in der Sorglosigkeit der Jugend — der ersten Jugend! . . . Und dann schlendert er mit seinem Kameraden Emil durch den Taunus, rollt Steine von der Höhe herunter und klatscht vergnügt in die Hände, wenn sie in komischen, seltsamen Sprüngen den Kaninchen gleich hinunterhüpfen, bis irgend ein unsichtbarer, am Fuße des Berges vorüberschreitender Mann mit kräftiger Stimme zu schimpfen anfängt. Die beiden strecken sich wonnig ins Gras; sie entdecken ein Echo und rufen ihm zu; sie ringen miteinander, sie brechen Zweige von den Bäumen, schmücken ihre Hüte mit Farnkräutern; sie tanzen, sie ziehen die Röcke aus,

und einer springt mit gespreizten Beinen über den gebogenen Rücken des andern dahin . . . „Er war,“ so heißt es von dem Helden, „ein recht hübscher junger Mann, schlank und wohl proportioniert. Er hatte angenehme, wenn auch etwas unregelmäßige Gesichtszüge, freundliche, blaue Augen, hellblondes Haar und einen frischen, rötlich-weißen Teint. Was aber am meisten an ihm gefiel, das war seine kindlich-gutmütige Heiterkeit, sein aufrichtiger, vertrauensvoller, auf den ersten Blick sogar etwas einfältiger Gesichtsausdruck . . . ein etwas schleppender Gang, eine leicht lispelnde Stimme, ein kindliches Lächeln, sobald man ihn ansah . . . endlich Frische, Gesundheit und eine große, sein ganzes Wesen durchdringende Weichheit . . .

„Sollen wir ihn mit etwas vergleichen, so wäre wohl das passendste Bild ein junger, krauser, soeben gepfropfter Apfelbaum — oder noch besser, ein wohlgenährtes, glattes, dickbeiniges, zartes dreijähriges Pferd aus einem herrschaftlichen Gestüt, das vor kurzem angefangen hat, an der Leine zu traben.“

III

Bohême

Als Turgenjew im Jahre 1840 zurückkehrte, um in der russischen Gesellschaft wieder heimisch zu werden, stand der Zar Nicolaus I. auf seiner Mittagshöhe. Seit er einst über die Leichen des Dekabristenaufstandes zum Thron geschritten war, bildete sein ganzes Leben einen ruhelosen Kampf gegen jenen Geist, der aus einer absterbenden Form sich zu einem neuen Dasein rang. Das unerbittlich Herrische seines Wesens tat sich unverkennbar schon in seiner Erscheinung kund, wenn er starr aufrecht in dem festanliegenden, steifen Uniformrock, in engen Lederhosen und hohen Stulpenstiefeln einherschritt, den federbuschgeschmückten Hut auf dem Kopf. Am Sockel seiner Reiterstatue in Petersburg zeigt ihn ein Basrelief, wie er 1831, dem hohen Olympier gleich, mit einem Zauberschlage die Wogen der Revolution glättet. Damals, als Tausende, von der Cholera gehetzt, auf dem Isaaksplatze sich zusammenrotteten und schrieen, die Regierung habe die Brunnen vergiftet, war er ganz allein unter die fanatisierte Masse getreten, hatte den Mantel fallen lassen und mit einer imperatorischen Handbewegung dem Volke zugedonnert, sich auf die Kniee zu werfen. Keiner war stehen geblieben. — Vor den Fragen der äußeren Politik

waren die sozialen Forderungen erblaßt. Er wandte sich wohl mit aufflackernder Teilnahme bauernfreundlichen Bestrebungen zu, aber dann verleugnete er sie bald. Der Agamemnon der Könige wähnte sich zum Heiland der Reaktion und der dynastischen Solidarität gesalbt. Beim Ausbruch der französischen Julirevolution und des polnischen Aufstandes versiegte die Hoffnung auf eine Bauernreformation, und die rigoroseste Censur legte sich wie ein Rieseneisblock auf jede warmblütige Aufwallung liberaler Herzen. Und doch erstarben die jungen Keime neuen Lebens nicht.

Wer die russische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit der des Nikolaus-Zeitalters vergleicht, dem erscheint das Wachstum staunenswert. Es ist, als ob der Geist mit Siebenmeilenstiefeln über das Land geschritten wäre. In Ketten ist dies neue russische Schrifttum geboren.

Im achtzehnten Jahrhundert urteilte der gebildete Russe über seine nationale Literatur nicht günstiger als Friedrich der Große von den deutschen Dichtern seiner Zeit dachte. Nur ein sehr intimer Kreis hegte sie, daß Madame de Staël sagen durfte: „In Rußland beschäftigen sich nur einige Edelleute mit Literatur."

Fürst Kantemir, ein Nachahmer Horaz', Juvenals und Boileaus, hatte die ersten russischen Verse gebaut. Eine pseudo-klassische Dichtung setzte mit ihm ein. Auf seiner Spur wandelten Derschawin, Lomonossow und Sumarokow in der Augustischen Ära der großen Kaiserinnen Elisabeth und Katharina. Ihre Werke teilten das Los der Klopstockschen Gesänge. Das Wetter der französischen Revolution reinigte dann mit frischem Lufthauch die literarische Atmosphäre von dem Parfüm der Perückenzeit. Als der sentimentale Roman Richardsons und Rousseaus und Sternes überall in Europa Tränen der Rührung in

die schönen Augen der empfindsamen Leser lockte, als Natur und Gefühl die steife Grandezza und das falsche Pathos ablösten, erklang auch auf den russischen Sängerharfen das Lied der schmerzensreichen Liebe und des Selbstmords. Karamsins schwülstige Novelle „Die arme Lisa" (1792) übte gleich den Leiden des jungen Werther eine bestrickende Wirkung auf Tausende. Es gelang den Romantikern, die russische Gesellschaft für die russiche Literatur zu interessieren, und Shukowskys „Sänger im Lager russischer Krieger" (1812) war schon ein Gedicht, das jeder Gebildete las. Als dann im großen Befreiungskriege der Volksgeist erstand, schien die vaterländische Poesie eine Macht werden zu sollen. Auf dem Lyceum zu Carskoje-Selo las 1815 dem greisen Derschawin ein Schüler ein eigenes Gedicht vor, und der Patriarch eines längst erstorbenen Geschlechts sprach mit Tränen in den Augen: „Meine Zeit ist vorüber; bald wird der Welt ein zweiter Derschawin erstehen, der schon im Lyceum alle Schriftsteller überflügelt hat." Der junge Träger dieser Prophezeiung war Alexander Puschkin.

Puschkin (1799—1837) ward der Dichter der Russen, eine über allen literarischen Hader erhabene nationale Größe. Er eroberte die Poesie, die nicht viel mehr als gereimte Prosa gewesen war, als Kunst. „Er schaute," sagt Belinsky, „auf die Natur und auf die reale Welt unter einem besonderen Gesichtswinkel, und dieser Winkel war der poetische; der ganze akustische Reichtum, die ganze Kraft der russischen Sprache erscheinen in seinem Verse in wunderbarer Fülle." Turgenjew schätzte ihn als den Meister und Vater aller russischen Dichtung, und er berief sich gern auf Mérimées Urteil, dem er Puschkins Werke zu lesen gegeben hatte. „Ich kann," hatte dieser ihm gesagt, „Puschkin nur mit den Dichtern des Altertums ver-

gleichen; er hat dieselbe klassische Anschaulichkeit, dieselbe Größe, dieselbe Einfachheit wie Homer, Vergil und Ovid."

Im Byronismus kam der Geist des nationalen Aufschwungs zum Ausdruck, aber die Reaktion brach seine Schwingen. Die Literatur ward eine Schule der Märtyrer. Auch Puschkin mußte durch sie hindurchgehen.

Die oberflächliche Gesellschaft der Zeit, die banale, müßige Welt der Theater, Bälle und Konzerte, über deren zahllose Gebrechen schon Gribojedows Drama zu Gericht gesessen hatte, kann niemand eindringlicher schildern, als es Puschkins „Eugen Onegin" tat. Und unwilliger und immer hoffnungsloser wandten sich von dieser Stagnation die edleren Geister ab. So wurde Michael Lermontows Pessimismus geboren (1814—1841). Und bald gellte dem trägen, selbstgefälligen Geschlecht das Lachen grimmigen Spottes in die Ohren: Gogols „Revisor" (1836) lehrte die Russen, sich ihres Lebens schämen.

Dem heimkehrenden Turgenjew blickte die Physiognomie seiner Zeit aus dem Spiegel der besten Dichter erschreckend entgegen. Mit einer Fülle westeuropäischer Anregungen im Herzen trat er in eine Atmosphäre, die jeden Atemzug eines jungkräftigen Lebens beengte. Er hat später in der Erzählung „Das adlige Nest" die unendliche Schwermut geschildert, die sich über den Russen legt, wenn er aus der Welt des Westens an den verödeten Herd seiner Väter zurückkommt und all die reizvollen Eindrücke und Erinnerungen einer besseren Kultur hier verdämmern lassen will.

Eine Hamletsnatur hatte der Aufenthalt in der Fremde aus dem jungen Turgenjew nicht gemacht. Er war, als er aus der deutschen Flut auftauchte, aller Hegel-

schen Philosophie zum Trotz ein gesundes Menschenkind geblieben mit taufrischer Ursprünglichkeit, weder angekränkelt noch wurmstichig. In der Petersburger Gesellschaft fielen sein keckes Auftreten und ein gewisses jünglingshaftes Selbstbewußtsein auf, das gern mit studentischen Burschenmanieren renommierte und um jeden Preis originell sein wollte. Er prahlte wohl mit Leidenschaften und Untugenden, die er garnicht besaß und die auch zu seinem zärtlichen, gutmütigen, rosigen Gesicht nicht passen wollten. Sein tüchtiges und tiefes Wissen überraschte dabei diejenigen, die ihm näher traten und die gewohnt waren, in der ausländischen Bildung nur einen äußerlichen Schliff des Geistes zu sehen. Ohne Zwang lassen sich auf ihn damals die Verse anwenden, mit denen Puschkin in „Eugen Onegin“ den romantischen, leicht entzündlichen Wladimir Lensky schildert:

Göttinger Bursch, der in der Blüte
Der Hoffnung und des Lebens steht,
Verehrer Kants ist und Poet!
Aus Deutschlands Nebeln kam er wieder
Mit Früchten der Gelehrsamkeit,
Freiheitsideen seiner Zeit.
Sein Haar hing bis zum Nacken nieder;
Schön war er, wunderlich, voll Schwung
Der Rede und Begeisterung.
An seinem Herzen und Gemüte
War von der Welt noch nichts verdorrt,
Beim Kuß der jungen Maid erglühte
Er, wie beim herz'gen Freundeswort . . .
Den Zweifel, der ihm wohl erwachte,
Verscheuchte seiner Träume Spiel
Ihm, der sich unsres Lebens Ziel
Als wundervolles Rätsel dachte . . .

Turgenjew ging nach Petersburg. Er zeigt uns gelegentlich (in den „Visionen") dies nordische Palmyra, die sieche Stadt. Eine halbhelle Nacht liegt wie ein öder, matter, trüber Tag über der grauen Masse. Grau sind die Häuser, von denen der Putzkalk abbröckelt, grau die Straßen mit dem aufgerissenen Holzpflaster. Wir sehen die grellfarbigen Firmenschilder, die eisernen Schutzdächer der Torwege, die kleinen Wächterhäuschen, die elenden Kram- und Gemüsebuden, die vergoldete Kuppel der Isaakskirche, den Schloßplatz, die Börse, die Granitwälle der Festung. Die Abendröte, gleich der Wangenfarbe des Schwindsüchtigen, harrt bis zum anbrechenden Morgen am bleichen, sternenlosen Himmel; sie spiegelt sich in dem bewegungslosen, blauen, kalten Wasser der Newa, auf der die Kähne mit Heu und Brennholz liegen. Ein Geruch von Staub und Kohlköpfen, von Bast und Stall dringt durch die Luft. Verschlafen und versteinert sitzen die Wächter im dicken Schafpelz vor den Haustoren, und die Mietskutscher schnarchen in tiefstem Schlummer zusammengedrückt auf dem Bock ihrer durchgesessenen Droschken.

Den Plan, sein philosophisches Magisterexamen zu machen und Pädagoge und Professor zu werden, gab Turgenjew bald auf. Auf seiner heimischen Scholle zu verbauern, widerstrebte ihm. Da fand er eine Anstellung im Ministerium des Innern. Sein Chef, der durch seine Dichtungen unter dem Namen Kosak Lugansky bekannte Wladimir Dahl, machte ihm durch seine Grobheit die eintönige Arbeit nicht leichter. Aber es war schließlich doch nicht die Prosa des Bureaudienstes, die ihn drückte; die Quellen seiner Unlust lagen tiefer. Es widerstrebte seiner fein organisierten Natur, ein Regierungssystem zu unterstützen, das mit seinem ertötenden Despotismus alle

Schichten des Volkes zermalmte und jedem materiellen und politischen, jedem literarischen und künstlerischen Aufschwung durch die Sehnen schnitt. Wem ein Funke gesunden Geistes geblieben war, sah sich wie von einer Naturnotwendigkeit zur Opposition gedrängt und von jeder ersprießlichen Tätigkeit im Staatswesen ausgeschlossen. Turgenjew wollte unter Menschen leben. So wählte er einen Weg, der seiner freien, humanen Natur angemessen war, und verließ den Staatsdienst. Seine Mutter war empört, daß ihr Sohn auf die Ehren Verzicht tat, die ihr Stolz ihm erträumt hatte. Das ohnehin sehr wenig herzliche Verhältnis erlitt den unheilbaren Bruch. Die Not zwang ihn, zu schriftstellern. Er arbeitete damals für die von Krajewsky herausgegebenen Sapisski, das Blatt des liberalen Jungrußlands. Jahre des Bohêmelebens. Einer russischen Schriftstellerin, die ihn später einmal in Paris wegen seiner unabhängigen, wohlhabenden Lebensführung glücklich pries, erwiderte Turgenjew: „Ich bin ja garnicht reich gewesen, als ich anfing zu schreiben. Ich hatte mich mit meiner Mutter überworfen, und diese gab mir keinen Pfennig. Ich mußte deshalb Auszüge und Inhaltsangaben für einige Zeitschriften machen, die mir 40 Francs für den Bogen bezahlten, — und davon sollte ich leben! Meine Freunde waren ebenso arm; sie lebten sehr dürftig. Aber wir gehörten zur Schule Puschkins; wir liebten die Poesie. An unsern Werken zu feilen, um ihnen den letzten Schliff zu geben, das war unser Vergnügen.“

Der aufgewandten Mühe entsprach freilich das Resultat nicht. Zwei Gedichte, die Turgenjew 1841 in den dickleibigen Sapisski veröffentlichte, „Der alte Gutsherr“ und „Ballade“, gehen nicht über den Grad hinaus, den jeder Dichterling in einer guten Stunde lyrischer An-

empfindelei zu erreichen pflegt. Zwei Jahre später, 1843, erschien das kleine Epos „Parascha". Turgenjew hat es, als er ein Vierteljahrhundert später in seinen „Erinnerungen" darauf zu sprechen kam, als ein an sich völlig unbedeutendes und seit lange von der Vergessenheit verschlungenes Werk bezeichnet, und doch muß es, von den ersten Reimtändeleien abgesehen, als des Dichters Debüt gelten. Eine süßliche Sentimentalität überzieht die Verse mit einer geschmacklosen Glasur — das ist nicht Geist von seinem Geist. Unvergessen wird es um eines äußeren Umstandes willen bleiben: es vermittelte die Freundschaft Turgenjews mit Belinsky, die auf seine weitere Entwicklung einen bestimmenden Einfluß übte. Wissarion Grigorjewitsch Belinsky war acht Jahre älter als Turgenjew. Nach einer Jugendzeit voll bitteren Elendes, da er für 25 Rubel den ersten besten Roman von Paul de Kock übersetzen mußte, war er in Petersburg der Leiter der Sapisski geworden und übernahm später die Zeitschrift Sowremennik. Sein Talent, mit lebendigem Verständnis und warmer Empfängnis in die Literaturerscheinungen einzudringen, sie zu analysieren und in ihnen das ewig Wahre und wahrhaft Große vom falschen Schein und aufgebauschter Mittelmäßigkeit zu scheiden, machte ihn zum berufenen Führer der öffentlichen Meinung — soweit von dieser in Rußland überhaupt die Rede sein konnte. Niemals vermochte eine starre Theorie, auch wenn er sie selbst einmal früher aufgestellt hatte, sein Urteil zu trüben; denn nur derjenige, — pflegte er zu sagen — der die Wahrheit nicht schätzt, hat niemals seine Ansichten geändert. Belinsky war der erste, der Gogols Bedeutung erkannte, der den unbekannten Kolzow in die Literatur einführte und der sich durch die vollkommene Würdigung Puschkins und Lermontows ein unvergäng-

liches Andenken im russischen Herzen schuf. Aus den Aufsätzen, die diesen Größen der neueren Dichtkunst gewidmet waren, hat die folgende Generation, die junge naturalistische Schule, ihre ästhetische Bildung geschöpft, und sie hat dann, von einer energischen Parteinahme gefördert, den Ruhm der neusten russischen Literatur über die ganze Welt getragen. Der Quietismus der alten Pseudoklassiker, der Subjektivismus der romantischen Puschkinianer waren das Ziel seiner Pfeile, und der Haß gegen das engherzige orthodoxe Slawophilentum wurde dem feingebildeten Anhänger des Westens zum Lebensnerv. Sein Idealismus mußte unter der Trostlosigkeit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung leiden. Bestechlichkeit und Willkür — so heißt es in Turgenjews Erinnerungen — standen in voller Blüte, und die Leibeigenschaft ragte wie ein Fels empor. Im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand die Kaserne. Eine Justiz gab es nicht. Man trug sich mit Gerüchten von der bevorstehenden Auflösung der Universitäten, und wenn dies auch unterblieb, so beschränkte man doch ihren Bestand auf je 300 Studierende. Ins Ausland zu reisen, ward zur Unmöglichkeit, vernünftige Bücher waren kaum zu haben, und über den armen Schriftstellern schwebten die Chikanen der Zensur, Denunziationen und Verdächtigungen wie eine unheilverkündende Wolke. — Dieser ganzen Epoche am Ende der dreißiger und am Anfang der vierziger Jahre, die die junge russische Literatur erblühen ließ, hat Belinsky die Färbung seiner Persönlichkeit gegeben; man könnte sie treffend mit seinem Namen benennen. „Der unvergängliche Einfluß der Artikel Belinskys“ — so faßt der russische Literaturhistoriker Wengerow seine Bedeutung zusammen — „gründet sich darauf, daß in ihnen der Schlag eines Herzens, unstreitig

des edelsten, das je in einer russischen Brust geschlagen hat, zu hören ist, daß sich in ihnen eine sonst von niemand erreichte Höhe der Stimmung, der Kraft und der Tiefe des Gefühls ausgesprochen hat. Der große Heilige der russischen Literatur, der Ritter ohne Furcht und Tadel, dessen lichtem Andenken nicht der geringste Makel anhaftet, war zugleich der Märtyrer des neuen russischen Gedankens. Er hat seine Überzeugungen tief durchlitten und in vollem Sinne des Wortes mit seinem besten Herzblut geschrieben."

Belinskys freundliche Rezension des Turgenjewschen Epos „Parascha" im Maiheft der Sapisski führte beide Männer persönlich zusammen, und sie haben dann von 1843 bis 1847 in regem Austausch der Gedanken miteinander gestanden. Der Kritiker wohnte unweit der Annitschkowbrücke in einer düsteren, feuchten Etage. Kam Turgenjew zu ihm, dann stand er rasch vom Sofa auf, und blaß, krank, ohne Unterlaß hustend, mit den Spuren nervöser Erhitzung auf den Wangen nahm er ein am Abend vorher abgebrochenes Gespräch wieder auf. Aus seinem kleinen, unschönen, plattgedrückten, blonden Gesicht strahlten die blauen, herrlichen Augen und wurden immer größer. Dabei ging er in seinem grauen, wattierten Rock auf und ab und trommelte mit den Fingern auf die Tabaksdose. Sein Eifer riß dann auch Turgenjew fort. Aber der erlahmte früher, und seine jugendliche Natur verlangte, wenn sie stundenlang disputiert hatten, nach einer Mahlzeit. „Wir sind mit der Frage nach dem Dasein Gottes beschäftigt," rief dann Belinsky vorwurfsvoll, „und Sie wollen essen gehen!" Oft erweiterte sich der Kreis, der sich um Belinskys Theetisch zusammenfand, und manche politisch und literarisch bekannte Persönlichkeit, auf der das Mißtrauensvotum der Regierung lag,

wie Alexander Herzen, Panajew, Botkin, hat hier als Gast gesessen. Man beobachtete im Salon unter dem Spioniersystem der Reaktion eine vorsichtige Taktik. Dem Anschein nach war die Disputation harmlos und ästhetisch-literarisch, ein Streiten über das Verhältnis der russischen Dichtkunst und Kultur zum europäischen Westen und zur altrussischen Tradition, aber der Eingeweihte wußte, daß der Meinungsaustausch in Wirklichkeit um die vitalsten Fragen brandete, daß hier die liberalen Ideen gegen die ungeheuerlichen Sünden des ancien régime vom Leder zogen. Turgenjew war der Lernende; er gewöhnte sich, die Augen offen zu halten und Wahres vom Schein zu gliedern, und es klärte sich seine Meinung über die Zustände und Gebrechen des Vaterlandes. Aber, von des Freundes froher Zuversicht befruchtet, wuchs ihm hier auch der schöne Idealismus, der ihn in trüben Tagen an Rußlands Sonne nicht verzagen ließ. Zu einem Parteimann ist Turgenjew weder damals noch später geworden. Er hat der Opposition nur mit seiner künstlerischen Kraft gedient, und nur mit seinem Herzen voll edler Menschlichkeit hat er sich für sein leidendes Vaterland in den Sattel gesetzt.

Von Turgenjews literarischen Arbeiten in jenen Jahren ist die beste sein Aufsatz über Goethes Faust. Seine dichterische Kraft schuf damals nichts Unvergängliches; ein paar epische Versuche, durch deren Reflexion ein kalter Lufthauch der Verdrossenheit weht, eine Anzahl hitziger Epigramme, die dem Witz zuliebe mit einer gesuchten Schonungslosigkeit prunken, und einige lyrische Gedichte nach alter Weltschmerzmelodie. Er trägt sein krankes Herz zur gütigen Natur, daß sie es heile:

„Was einstens war, o großer Gott,
Ist dunkel jetzt und stumm;

Worüber ich geweinet hab',
Erscheint mir fad' und dumm.
Ein Spötter in der Spötter Kreis
Hab' ich der Hoffnung Traum,
Der einst mein ganzes Herz erfüllt,
Erklärt für leeren Schaum.

. . . Ich fühl' es, daß mein Herz wird jung,
Ich geb' den Tränen Raum,
Tief atmend lauf' ich abends hin
Zum dunklen Waldessaum,
Als liebte ich und wär' geliebt,
Als bräch' die Nacht herein,
Als grüßte mich die Pappel leis
Vor Liebchens Fensterlein."

(Übers. v. Alex. Wald.)

Belinskys Teilnahme für solche poetischen Versuche kühlte sich zusehends ab; er nahm mit gutem Grunde Abstand, dem Dichter fürderhin seinen Wandersegen zu geben. Das entsprach ganz seiner Art, die mit liebenswürdiger Wärme die ersten Schritte hoffnungsfroher Poeten lenkte, dann aber über die weiteren Versuche mit unparteiischem Ernst Lob und Tadel verteilte. Turgenjew unterwarf sich der gereiften Einsicht des Freundes und beschloß, der Dichtkunst Valet zu sagen.

Auf seine Petersburger Poesieen hat er später in ruhiger Selbsterkenntnis wie auf Verirrungen törichter Jünglingszeit herabgesehen. Ohne Zaudern schloß er sie von der Gesamtausgabe seiner Werke aus und betonte es mehr als einmal im Gespräch, daß er „eine entschiedene, beinahe physische Abneigung gegen seine gereimten Dichtungen" besaß. Er selbst hatte kein Exemplar davon in seinem Besitz und hätte, wer weiß was, darum gegeben,

wenn überhaupt auf der Welt keins mehr davon existiert hätte. Sein Verdammungsurteil dehnte er bisweilen auf den ganzen Umfang der gereimten Literatur aus, die ihm wie ein Archaismus erschien. „Es existieren bei uns,“ sagte er 1867 mit trockener Ironie zu einem Journalisten, „nur noch drei oder vier Menschen, alte Leute von fünfzig Jahren und mehr, die sich damit abgeben, Verse zu schreiben; ist es der Mühe wert, sich gegen diese zu erhitzen?“

Turgenjew sah den Dichterwald vor lauter Bäumen nicht. Panajew, der die Redaktion des Journals Sowremennik übernommen hatte, bat ihn im Jahre 1847 dringend um einen Beitrag, da es ihm an Stoff zur Ausfüllung des ersten Heftes fehlte. Turgenjew brachte ihm eine Prosaskizze. Der ganz unerwartete Beifall, den sie fand, ließ ihn das Geheimnis seiner Begabung entdecken. Er hatte, sagt Eugen Zabel, einer seiner besten deutschen Beurteiler, sich eingebildet, Tenor singen zu können, während ihm doch eine Baritonstimme beschieden war; nun fand er die Stimmlage, die seiner eigensten Natur entsprach.

Die Skizze hieß „Chor und Kalinitsch“; mit anderen zusammen findet sie sich heute im „Tagebuch eines Jägers“. Als die ersten vierzehn Skizzen erschienen waren, war Belinsky von ihnen zwar viel mehr befriedigt als von des Dichters Reimereien, aber ein volles Maß der Anerkennung schüttete er auch jetzt nicht aus. An den Verfasser selbst schrieb er: „Ihr „Karatajew“ ist gut, wenn er auch hinter „Chor und Kalinitsch“ weit zurückbleibt . . . Täusche ich mich nicht, so besteht Ihr Beruf darin, die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und dieselben durch Ihre Phantasie gehen zu lassen und dann wiederzugeben — aber nicht sich auf die Phantasie allein zu stützen . . . Den richtigen Weg zu finden, den Platz, an welchen man gehört, einzunehmen,

5*

darauf kommt für den Menschen alles an; dadurch macht man sich zu dem, was man eigentlich ist ... Lassen Sie um Allahs willen nichts drucken, was weder dies noch das, d. h. was weder schlecht noch sehr gut ist; der Totalität des Rufs geschieht damit entsetzlicher Abbruch ... Ihr „Chor und Kalinitsch" verspricht einen bedeutenden Schriftsteller — für die Zukunft."

Das sehr vorsichtige Urteil hätte Belinsky schon auf Grund einiger anderen prosaischen Erzählungen fällen können, die 1846 und 1847 erschienen waren und Turgenjews eigentümliche Begabung wohl hervortreten lassen. In deutscher Übersetzung sind davon „Der Jude", „Drei Bilder", „Petuschkow" und „Der Raufbold" zugänglich. Der Dunst unklarer Seelenstimmung, der Turgenjews epische Dichtungen wertlos machte, ist hier verflogen; eine scharfe, objektive Beobachtung schafft festumrissene Gestalten, die ohne erborgtes Leben auf sicherem Grunde stehen. Den Dichter reizen noch brutale Lösungen, und gewalttätige Charaktere ziehen ihn ebenso sehr an, wie gallertartige Weichlinge. Im ganzen erscheinen die Menschen zu sehr ins Wilde verzerrt und zu wenig in den warmen Sonnenschein überlegener Menschlichkeit gerückt. Ein pfiffiger Jude, der wegen Verrates am Galgen baumeln soll und von entsetzlichster Todesangst durchschauert wird, — ein gemeiner Verführer, der in niederträchtigster Art den Verlobten des betrogenen Mädchens durchbohrt, — ein seltsamer, blöder Offizier, der in unwürdiger Liebe zu einem Bäckermädchen sein Leben hindämmern läßt, — ein wilder Händelsucher: das sind die Stoffe, die er wählt. Am meisten von Turgenjewscher Art liegt auf der Erzählung „Der Raufbold". Da schließt der Teufel mit einem Kinde Freundschaft — der cynische, rohe Rittmeister Lutschkow mit dem Fähnrich Küster, einem

guten Jungen, so blond und lauter und wohlerzogen. Ein junges Mädchen sieht auf einem Ball den überall gefürchteten und gehaßten Lutschkow, und der Reiz des Unnahbaren und Unbeholfenen regt sie an; sie glaubt, unter der rauhen Maske einen Byron verborgen. Der arme, ehrliche Küster opfert seine eigene Neigung zu Marja und führt als ehrlicher Vermittler den Rittmeister zu dem erwartungsvollen Mädchen. Allein die täppische Unzartheit des selbstgefälligen Kraftmenschen reißt diese schnell aus ihrem romantischen Wahn; sie wendet sich sehr ernüchtert von ihm und findet nun das Herz des Jünglings, das ihr ganz gehört. Der Glückselige verläßt am Abend das Haus der Geliebten. Als er sich auf seinem Pferde noch einmal umsieht, blicken ihm die finsteren Fenster zu wie das schwarze Grab. Der Rittmeister sucht in der verletzten jämmerlichen Eitelkeit seiner kleinen Seele Rache, und die Natur, die ihren süßen Frieden über Wald und Felder spinnt, entheiligt am nächsten Tage der düstere Menschenmord.

Als das Jahr 1843 den Dichter zu einem innigen Bunde mit Belinsky führte, hatte es seine Gunst noch nicht erschöpft; es bescherte ihm auch die Freundschaft einer Frau, die Wärme und Licht über das ganze Leben des Einsamen breitete. Diese Frau war Pauline Viardot. Sie war die Tochter des spanischen Komponisten und Tenorsängers Manuel Garcia, eine Schwester der frühverstorbenen berühmten Sängerin Maria Malibran. Als Kind hatte sie ihren Vater nach England, Nordamerika und Mejico begleitet; dann wurde sie in Paris zur Pianistin und Sängerin ausgebildet und wurde eine Schülerin Liszts. Sie heiratete 1840 den französischen Schriftsteller Louis Viardot, der mit George Sand zusammen die Revue Indépendante begründete. Mit ihrem

Manne befand sie sich auf einer an Ruhmeskränzen ergiebigen Tournee, als sie, eben erst zweiundzwanzigjährig, die Bekanntschaft Turgenjews in Petersburg machte. Ihr Mann hatte auf der Jagd den belesenen jungen Literaten kennen gelernt, und da er selbst sich als Übersetzer damals an den Meisterwerken der russischen Dichtkunst versuchte, spannen sich die Beziehungen von den Pfaden des Waldes in den Salon hinein. Pauline Viardot besaß eine der schönsten Mezzosopranstimmen, weich und umfangreich, und ihr Vortrag, der aus tiefem Gefühl quoll, war durch die trefflichste Methode zur Vollendung geschult. Der Reiz ihrer Erscheinung, die den Adel der Seele widerspiegelte, ihr Genie, ihr junger Ruhm — alles das mußte Turgenjew, dessen Herz dem Schönen schwärmerisch zugewandt war, mit einem Zauberbanne umstricken.

Gerade als die Skizze „Chor und Kalinitsch“ seinen Namen in Petersburg bekannt machte, trat er (1847) seine zweite Reise nach Westeuropa an. In dem Kreise Belinskys, Herzens, Panajews war er unter der politischen Depression rußlandmüde geworden. Auch Belinsky verließ damals die Heimat. Hätte diesen nicht sein tuberkuloses Leiden nach dem Bade Salzbrunn getrieben, er hätte nie das Ausland aufgesucht, wo er wie ein Fisch zappelte, den man aus seinem Wasser zog. Was für ein russischer Russe er war! Als er seinen Freund Turgenjew in Paris wieder traf und dieser ihm den Place de la Concorde zeigte mit der Versicherung, daß der Platz zu den schönsten der Welt gehöre, sagte er: „Nun gut, ich weiß das jetzt, basta“ — und begann ein Gespräch über Gogol. Als er weiter aus dem Munde seines Cicerone vernahm, daß zur Zeit der ersten Revolution hier die Guillotine stand, daß Ludwigs XVI. Kopf hier fiel, da

sah er sich rings um, stieß ein kurzes ah aus und spielte das Gespräch auf die Hinrichtungsscene in Gogols „Taraß Bulba" hinüber.

Turgenjew sah dann den Kranken nicht wieder. Belinsky war kaum von Paris nach Petersburg zurückgekehrt, als ihn ein qualvoller Tod von seinem irdischen Märtyrertum abrief. (28. Mai 1848.) Ein reaktionärer Ruck zerzauste gerade die Illusionen, die hoffnungsselige Herzen sich von der Aufhebung der Leibeigenschaft gemacht hatten. Die Züge des armen Freundes sind in Turgenjews Seele nie erblaßt; noch auf seinem Sterbebette sprach er den Wunsch aus, neben ihm sein Grab zu finden.

Turgenjews Mutter erboste sich darüber, daß ihr Sohn abermals die Heimat verlassen hatte und, ein Edelmann von altem Schlage, sich in ein literarisches Zigeunerleben warf. Resolut, wie sie war, verschloß sie ihre Kasse. Da fand er bei seinen Pariser Freunden eine zarte Gastlichkeit, die ihm die Wolkenschatten kleinlicher Sorgen verscheuchte. Er lebte auf dem Viardotschen Landgute Courtavenel als Einsiedler in der Welt, die ihn umbrandete. Eine alte Dienerin, die ihm tagtäglich seine Hühnersuppe und Omelettes bereitete, war seine ganze Gesellschaft. Da schrieb er, von der Prosa des Lebens gestachelt, im Poetenwinkel die meisten von den Skizzen aus dem „Tagebuch eines Jägers". Das kleine Landgut mit dem Wald von Blondüreau hat er später die Wiege seiner Dichtkunst genannt. Und doch, von Zeit zu Zeit, wenn ein paar Louis in seiner Tasche klangen, entschlüpfte er seiner klösterlichen Abgeschiedenheit und flog hinüber nach Paris. Im Jahre 1848 wohnte er an der Ecke der Rue de la Paix und des Boulevard des Italiens und saß hier in der Prosceniumsloge der Revo-

lution. Drüben im Café de la Rotonde beim Palais Royal las er seine Zeitung. Dort traf er im Januar jenen Monsieur François, den er zum Mittelpunkt der gleichnamigen kleinen Erzählung gemacht hat. Ein langer, hagerer Mann mit runzeligen Wangen und zahnlosem Mund und ergrautem Haar, in abgetragener Kleidung, eine vom Sturm zerrüttelte Existenz; mit bitterem, boshaftem Spott folgt sein Gespräch in eigenartigen Zickzacksprüngen den Interessen der erregten Zeit, und mit einer widerspruchslosen Sicherheit sagt er alle politischen Katastrophen voraus, die die nächste Zeit dem überraschten Volke bringt. — Am 26. Februar befand sich Turgenjew auf einem Ausfluge in Brüssel. Er lag morgens noch im Gasthofsbett, als plötzlich die Türe aufgerissen wurde und der Kellner aus allen Kräften schrie: „In Frankreich ist die Republik!" Turgenjew eilte nach Paris zurück. Hier rauschte noch der Taumel der Revolution; überall trotzten die dreifarbigen Kokarden an Hüten und Mützen; von den Dächern wehten die Fahnen der Republik; Blusenmänner, die Gewehre am Riemen, trugen unter dem Gesange der Marseillaise die Barrikaden ab. Auf dem Platze des Palais Royal trockneten noch die Blutspuren des 24. Februar. Turgenjew erlebte die Kämpfe der roten Republik gegen die république honnête und den Sieg der Nationalversammlung über den Sozialismus, den in der Junischlacht General Cavaignac mit Strömen von Blut gewann. Diese Junivorgänge schilderte er in einer Skizze „Die Unsrigen haben mich gesendet". Auch die Erzählung „Rudin" findet ihr Finale in dem Arbeiteraufstand vom 24. Juni: „In einer der engen Gassen des Faubourg St. Antoine wechselten einige hinter einer Barrikade verschanzte Arbeiter von Zeit zu Zeit noch einige Schüsse mit den Soldaten. Schon hatten sie erkannt, daß jeder

Widerstand vergeblich sei, als ein hochgewachsener Mann mit langen, weißen Haaren auf dem höchsten Punkte der Barrikade auftauchte. Er trug einen alten Rock und war mit einer roten Schärpe umgürtet. Mit übermäßig angestrengter Stimme schrie er den Arbeitern zu, ihm zu folgen, und schwang dabei in der einen Hand eine rote Fahne und in der andern einen krummen Säbel. Sofort legten fünf oder sechs Soldaten auf ihn an, die Schüsse krachten, und der Mann stürzte nach vorn über, als wollte er den Boden küssen, auf dem er stand. Er war gerade ins Herz getroffen."

Man fühlt, daß es für einen Russen von freier Geistesbildung in den Tagen Nicolaus' I. kaum etwas Anregenderes geben konnte, als dem Wildwasser eines politischen Umsturzes zuzuschauen und sich unter dem Schutze eines liberalen Staates, unbehelligt von polizeilicher Spionage, in all den Gesprächsstoffen zu tummeln, die daheim im Vaterlande verpönt waren. Turgenjew benutzte die Bekanntschaft Herzens, um in jenem Sturmjahre den führenden Geistern der Revolution näher zu kommen, aber der Wogendrang riß den Besonnenen nicht fort, der den Zuruf seines alten preußischen Schwimmeisters „la bouche hors de l'eau! schwere Not!" im Sinne behielt. So interessant dem Künstler stets Revolutionäre und Nihilisten blieben, auf einer Bank mochte er doch nicht mit ihnen sitzen. Dem Gedanken, ein politischer Emigrant zu werden, der ihn ernstlich genug beschäftigt hatte, widerstand er zum Heile seiner Dichtkunst. Ehe er im Mai 1850 seinen Koffer zur Heimreise packte, ging er noch einmal nach Courtavenel hinaus und freute sich wie ein Kind, die alten vertrauten Plätze wieder zu sehen, die ihn an die Zeit rührender Genügsamkeit gemahnten. Er fand hier den Komponisten Gounod, dem die Liebens-

würdigkeit der Familie Viardot auch ein Sanssouci auf dem Landgute bereitet hatte. Der schuf gerade seine „Sappho“ und machte den russischen Schriftsteller zum Genossen seiner intimen Gedanken. Turgenjew sandte seinen Abschiedsgruß an Madame Viardot, die damals in Deutschland weilte: „Rußland erwartet mich, diese ungeheure, düstere Rätselgestalt, regungslos und verschleiert gleich der Sphinx des Ödipus. Sie wird mich später verschlingen. Ich sehe schon, wie sie ihren starren, unbeweglichen Blick auf mich richtet mit jenem leblosen Ausdruck, den die Augen der Steinbilder haben. Sei ruhig, Sphinx, ich kehre zu dir zurück, und du kannst mich dann nach Belieben verschlingen, wenn ich dein Rätsel nicht löse!“ In der leichten Causerie des Briefstiles braucht die tragische Wendung nicht allzuschwer bewertet zu werden.

Der Anlaß, der ihn nach Petersburg führte, war der Tod seiner Mutter. Sie war gestorben, ohne jemals eine Zeile von den Dichtungen ihres Sohnes gelesen zu haben. Das große Vermögen, das Turgenjew mit seinem Bruder teilte, machte ihn mit einem Schlage reich und unabhängig. Die Fesseln kleiner Tagessorgen fielen ab; er konnte seine Lebensführung formen, wie er wollte. So reckte er die Glieder in wonnigem Behagen uneingeschränkter Bewegungsfreiheit. Die Wintermonate sahen ihn in der Residenz, wo das alte Vermögen und sein junger Ruhm ihn interessant machten. Der Sommer lockte ihn nach Spaßkoje-Selo; da ließ er sich von der Kraft verjüngender Waldluft umwehen, und das russische Landjunkerleben ging ihm gar lustig ein. Die Augen eines kleinen Töchterchens erinnerten ihn noch später daran, daß eine tolle Liaison mehr als ein Traum gewesen war.

Im Oktober des Jahres 1851 trat Turgenjew dem

großen Gogol in Petersburg näher. Von dem Namen des genialen Mannes ging noch immer ein zauberhafter Klang, obgleich er, krank an Leib und Seele, zum verbissenen Slawophilen geworden war und in asketischen und mystischen Ideen sein Gehirn erweichte. Turgenjew fand ihn mit der Feder in der Hand an seinem Pulte stehend, in einen dunklen Paletot, eine grüne Sammetweste und zimmetfarbene Pantalons gekleidet. Ein heimlicher Schmerz und eine düstere Ruhelosigkeit zuckten in seinem Gesicht, das Funkeln der alten Spottlust war erloschen. Noch verstand er es, fein und treffend von dem Berufe eines Schriftstellers und von der Physiologie geistiger Produktion zu reden; als aber das Gespräch auf die staatliche Bevormundung gelenkt wurde, verfocht er starrköpfig die Zensur. Da fühlte Turgenjew, welche Kluft ihn von dem bewunderten Dichter trennte, der in seinem Alter alle die verrotteten Symbole eines despotischen Regiments anbetete, die er in der Jugend verbrannt hatte. Gogols künstlerischer Größe tat dies Gefühl keinen Eintrag. Als man am 21. Februar 1852 den Dichter verhungert vor seinen Heiligenbildern liegend gefunden hatte, schrieb Turgenjew unter dem unmittelbaren Eindruck der erschütternden Kunde an Madame Viardot: „Es ist unmöglich, Ihnen die ganze Größe dieses so grausamen und gewaltigen Verlustes zu schildern. Es gibt keinen Russen, dem nicht in diesem Augenblicke das Herz blutet. Er war mehr für uns als ein einfacher Schriftsteller. Er hat uns unser eigenstes Wesen erst offenbart. Er hat in mehr als einem Sinne für uns das Werk Peters des Großen fortgesetzt . . . Man muß Russe sein, um zu fühlen, was er uns war, und was wir an ihm verloren haben.“ So sprach er zu der Fremdlingin; aber seinem ganzen Volke legte er die Finger auf die Wunde und rief

mit Donnerworten in die Seele hinein: „Er ist tot! Wir haben ihn verloren!“ Seinem Nachruf versagte die Petersburger Zensurbehörde die Druckerlaubnis, wie denn kein einziges Journal der Residenz von Gogols Tode Notiz nehmen durfte. Ein Moskauer Blatt aber druckte am 18. März Turgenjews Artikel ab. Der Verfasser ahnte kein Ungemach, als er plötzlich am 16. April wegen Ungehorsams und Verletzung der Zensurvorschriften zu Polizeiarrest verurteilt wurde. Der kleine Aufsatz enthielt nichts Zensurwidriges, wenn es nicht als eine Sünde galt, den Dichter Gogol einen großen Mann zu nennen. So war es der Polizei wohl mehr darum zu tun, ihre Krallen einmal den kühnen Mann fühlen zu lassen, der in seinem „Tagebuch eines Jägers“ die wundeste Stelle des Zarenreiches ungestraft bloßgelegt hatte.

Es traf sich, daß die beiden Töchter des Polizeiinspektors die Muse des Schriftstellers verehrten und ihren Vater überredeten, ihm sein Privatzimmer zur Haft anzuweisen. Turgenjew grämte sich auch nicht allzusehr. Er wußte dem Geschick die gute Seite abzugewinnen und klagte höchstens, daß ihm draußen der schöne Frühling entschwand. In späterer Zeit (1879) riet er gelegentlich seinem Freunde Flaubert, sich mehr körperliche Bewegung zu machen; er knüpfte dabei an seine Arrestantenzeit an und sagte: „Ich trug damals zweimal am Tage 104 Spielkarten, Stück für Stück, von einem Ende des Zimmers zum anderen und dann wieder zurück; das machte 416 Touren, jede von 8 Schritten, also im ganzen fast 2 Kilometer; an den Tagen, da ich diese Promenade unterließ, fühlte ich einen Blutandrang nach dem Kopfe.“ Melancholischer wurde sein Gemüt nur, wenn in seine Haft die Erinnerung an die schönen Tage von Paris und

Courtavenel hineinschien oder ein Brief aus Frankreich geflogen kam. In solcher Stimmung schrieb er an Monsieur und Madame Viardot eines Tages, als er eine Strähne weißen Haares auf seinem Kopfe entdeckte: „Als ich Sie verließ, war ich mir bewußt, daß es für lange Zeit sei, wenn nicht für immer . . . Mein Leben ist zu Ende, es hat keinen Reiz mehr für mich. Ich habe mein ganzes Weißbrot verzehrt; nun muß ich den Rest Schwarzbrot essen und den Himmel bitten, daß er es gut mit mir meint." Die Tage des Polizeiarrestes waren für den Dichter nicht verloren; er schrieb in der aufgezwungenen Muße die kleine Erzählung „Mumu". Turgenjew wandte sich brieflich an den Großfürsten-Thronfolger, und da bei diesem auch der Dichter Graf Alexis Tolstoi und die schöngeistige Frau Swirnow, „die Notredame der russischen Literatur," eine Fürbitte zu seinen Gunsten einlegten, so durfte er nach einem Monat seine Haft verlassen unter der Bedingung, daß er sich auf sein Landgut in die Verbannung begab. Diese Internierung „wegen Preßvergehens" dauerte noch bis zum Jahre 1854. Die Handhabung der Aufsicht zeugte von russischer Eigenart. Beim Beginn eines jeden Monats erschien in Spaßkoje ein Mann, der nach einem allgemeinen Gespräch ein Schreiben vorlegte, das jedesmal fettiger ward und das den Auftrag zur Überwachung enthielt. Dann fragte er ganz verlegen: „Was soll ich damit machen?" Und ebenso regelmäßig versetzte Turgenjew, indem er ihm eine Fünfrubelnote über den Tisch hinschob: „Erfüllen Sie Ihre Pflicht!"

Als Turgenjew Petersburg verließ, schrieb er seinen Pariser Freunden: „Ich gehe aufs Land und werde meine Studien über das russische Volk fortsetzen, dies Volk le plus étrange et le plus étonnant, qu'il y aît au monde."

Man sieht, der Dichter in ihm will zu seinem Recht kommen. Und in einem Rückblick auf seine Festungstid durfte er später ohne Groll sagen: „Das alles hat nur zu meinem Besten gereicht; der Aufenthalt sowohl im Arrest als auch auf dem Lande hat mir Seiten des russischen Wesens erschlossen, die bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wahrscheinlich meiner Aufmerksamkeit entgangen wären.“

IV

„Das Tagebuch eines Jägers“

Turgenjews Jägerskizzen erschienen im Jahre 1852 zu einem Bande vereinigt. Es war mehr als ein Buch, es war eine Tat. Dem Verfasser wies der nicht geahnte Erfolg den Kurs für sein ganzes Leben an. Die imitierte Poesie empfindelnder Reimereien, mit denen er sich herumgequält hatte, warf er beiseite, und sein ganzes Schaffen konzentrierte er da, wo die starken Wurzeln seiner Kraft lagen, in der Realität des Lebens. Für die gesamte gebildete Welt bedeutete das Buch eine Entdeckung, und in Rußland selbst weckten die Skizzen mit ihrem Verzweiflungsruf gegen die Gewaltmittel eines lähmenden Despotismus einen Widerhall in aller Herzen, einen Schrei des Schmerzes, der von centrifugaler Wirkung war.

Als Turgenjew das Tagebuch schrieb, war die Leibeigenschaft allen Erscheinungsformen des russischen sozialen Lebens wie das starre Gesetz eines archaistischen Stils aufgezwängt. Die nichtfreie Bevölkerung zählte damals 46 Millionen Köpfe, von denen die eine Hälfte aus Kronbauern, die andere Hälfte aus Bauern der Grundbesitzer und Hofdienstleuten bestand. Jene waren nur vom Staate abhängig, dem sie einen Jahreszins zahlten, — diese befanden sich in dem armseligen Lose, das wir Leibeigenschaft zu nennen gewohnt sind. Die Emancipation

dieser Leibeigenen mußte eine gesellschaftliche Umwälzung herbeiführen, wie sie nur in der französischen Revolution eine Parallele hat. Denn es konnte nicht genügen, die Person der Bauern für frei zu erklären; man mußte ihnen auch ein Besitzrecht auf einen Teil des Bodens einräumen, den sie zu bebauen gewohnt waren; und die Gerechtigkeit gebot dann auch, die Herren zu entschädigen, denen die Aufhebung der Leibeigenschaft ein gewaltiges Stück ihres Rechtes und ihres Vermögens raubte. Die russische Hörigkeit ist nicht völkergeschichtlich entstanden dadurch, daß eine Rasse die andere unterwarf und die stärkere der schwächeren das Helotentum aufdrängte, sondern sie ist ein diktatorisch entwickeltes Verhältnis, das sich am reinsten in dem altmoskowitischen Stamm findet. In den Freiheitskämpfen gegen die Mongolen hatten die Edelleute für ihre Waffendienste Krongüter als Sold erhalten; aber an diesen haftete die Verpflichtung, dem Zaren auch fernerhin mit einer festbestimmten Anzahl von bewaffneten Bauern zur Heeresfolge bereit zu sein. Solange nun diese Bauern noch das Recht der Freizügigkeit besaßen, wählten sie begreiflicherweise diejenigen Herren, die am besten bezahlten. Da blieben denn die ärmeren Gutsbesitzer oft genug ohne Bauern und konnten im Kriege ihr Aufgebot nicht zur Stelle bringen. Der Vorteil des Edelmannes verlangte also ebenso wie der Vorteil des Zaren, daß man die Bewegungsfreiheit der Bauern einengte und daß man den Herrn mit einer intensiveren Gewalt gegenüber dem Bauern ausstattete. Aus militärisch-ökonomischen Rücksichten geschah es also, daß zuerst Feodor Iwanowitsch 1592, später Boris Godunow 1601 einen Ukas erließ, der die Bauern an ihre Scholle fesselte. Wenn nun auch in der Folgezeit an die Stelle des Lehnsheeres eine stehende Armee trat und die Wehrpflicht auf ganz andere

Grundlagen gestellt wurde, die Lage der Bauern änderte sich doch nicht wieder; sie fielen vielmehr mit ihrer Person ganz dem Grundbesitzer zu und wurden sein bewegliches Eigentum. Peter der Große und Katharina II. haben, so begeistert sie beide für die Zivilisation des Westens schwärmten, doch die alten Leibeigenschaftsdekrete ergänzt und ausgedehnt. Es fehlte keiner Zeit an erleuchteten Geistern, die in der Befreiung der Bauern die unerläßliche Bedingung für die Entwicklung eines gesunden und starken Volkstums sahen, aber die Masse war sich der sozialen Anomalie, in der ihr Leben dumpf dahinging, kaum mehr bewußt. Fast unglaublich klingt es, daß der Dichter Gogol zu einem Apologeten der Leibeigenschaft werden konnte.

Zar Nikolaus I. sagte sich, als 1848 das Schreckensgespenst der Revolution in Europa umging, von allen Plänen der Bauernbefreiung los, und die Lage ward verzweifelter denn je. Erst der Krimkrieg mußte mit grellster, erschreckender Deutlichkeit offenbaren, wie sehr die Sklaverei die sittlichen und natürlichen Kräfte des Landes brach gelegt hatte, wie sehr das Knechtsvolk in seinen wissenschaftlichen und gewerblichen Leistungen hinter den freien Nationen zurückgeblieben war.

Turgenjew hat selbst von dem Hannibalsschwur gesprochen, den er leistete, als er zum ersten Male ins Ausland ging, und er hat betont, daß in dem Namen Leibeigenschaft sich für ihn alles konzentrierte, was er zu bekämpfen bis an sein Lebensende beschlossen hatte. Eine unendlich fein ausgeprägte Humanität war dem Dichter eigen — aber ein Kämpfer oder gar ein Parteimann war er nicht! Die trübseligen Verhältnisse des Bauernstandes bilden in dem „Tagebuch eines Jägers" ein Motiv, das überall wiedertönt und nie ganz verklingt, aber ein

poetischer Protest gegen die Leibeigenschaft sind diese Skizzen dennoch nicht. Auch eine Satire dürfen sie nicht genannt werden; das würde sie im Range erniedrigen. Der Vergleich mit Beecher-Stowes pathetischer Erzählung „Onkel Toms Hütte“ liegt wohl nahe, aber er wäre nicht durchführbar; denn Turgenjew ist kein lauter Moralprediger und Didaktiker. Der Wert seiner kleinen Erzählungen offenbart sich — wenn wir ihre soziale und politische Seite überhaupt nach oben legen wollen — nicht in den Theorieen, die sie durchzuführen scheinen, sondern in der geistigen Anregung, die von ihnen unwillkürlich und ungewollt auf den Leser überströmt.

Wenn er Bauern und Herren zeichnet, so verteilt er mit ruhiger Künstlerhand Licht und Schatten auf beide Seiten, und wenn der Bauer in seiner Darstellung unsere Sympathie stärker gewinnt, so bleibt das Bild doch immer eine echte Wiedergabe der Wirklichkeit.

Ein leiser Hauch wehmütiger Klage über die Verwahrlosung eines tüchtigen Volkes schwebt über den Geschichten und Gestalten, aber nirgends tönt ein leidenschaftlicher Kampfruf in tyrannos, und nirgends blitzt ein spitzer Dolchstoß.

Je objektiver sie sich hielt, desto fester packte die Darstellungskunst. Der Thronfolger Alexander fühlte eine Träne ins Auge treten, als er die Skizzen las, und die Schilderung der armen Bauern bestärkte ihn später in seinem Entschlusse, das nationale Übel auszurotten mit Stumpf und Stiel.

Der Dichter ist stärker als der Denker. Das Geheimnis seiner Größe liegt darin. Mag der Pulsschlag der Zeit ein anderer werden, Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“ bewahrt seine Jugend allezeit, denn keine Tendenz stört mit harten Zügen den Eindruck seiner Schönheit.

Und diese Schönheit war es, die dem Dichter die Anerkennung der Liberalen und Konservativen, der Russen und Ausländer erwarb. Selbst die Zensur mit ihren Argusaugen fand — so unglaublich das klingt — hier keinen Anlaß zum Einschreiten.

Mit dem unbefangenen Auge des Jägers, mit frischem Sinn und gesundem Herzen hat Turgenjew die Skizzen gezeichnet. Hier ist es keine Phrase, wenn man sagt, daß der frische Odem der Waldluft darüber liegt. Hat er doch oft genug die Feder in die Hand genommen, die eben die Flinte zur Seite gestellt hatte. Der Schauplatz seiner Streifereien ist das Gouvernement Orel und die benachbarten Jagdgründe von Tula, Kagula, Kursk und Woronesch. Sein Genosse ist zumeist ein Leibeigener Athanasius, der seiner Mutter schon gedient hat, ein rechter Waldläufer, erfahren in allen Schlichen der Jägerei — und dabei ein guter Plauderer. Der Dichter nennt ihn Jermolay. Er ist ein hagerer, struppiger Kerl, der Winter und Sommer in einem gelben deutschen Nankingrock und blauen Beinkleidern geht, einen Gürtel und einen Hut mit Troddeln hat und seine alte Feuersteinbüchse mit unbegreiflicher Gewandtheit handhabt. Wo er sein Lager aufschlägt, womit er sein Leben fristet, das weiß niemand. Mit diesem Gefährten oder auch ganz allein, nur von seinem Hunde begleitet, streift nun Turgenjew, dem kein Staatsdienst mehr die angeborene Jagdleidenschaft trübt, tagelang, wochenlang kreuz und quer; und wir folgen ihm in das Dickicht, in den Sumpf und über die Steppe, begleiten ihn zu den Landsitzen seiner adligen Nachbarn und Gevattern und in die Hütte des Bauern, des Müllers, des Freisassen, auf den Markt, in die Poststation, in die Schenke.

Die russischen Herren lernen wir auf dem Pferdemarkt zu Lebedjan kennen oder bei der Mittagstafel des Alexander Michailitsch — Militärs mit vornehmen, leicht verlebten Gesichtern, — Staatsbeamte in engen, steifen Kravatten und mit herabhängenden Bärten, wie sie nur Leute von Grundsätzen und tüchtiger Gesinnung tragen, — beleibte Gutsbesitzer in rundgeschnittenem Frack und gewürfeltem Beinkleid nach Moskauer Art, mit dicken, goldenen, petschaftgeschmückten Uhrketten. Die gute, alte Zeit liegt auch für diese Edelleute rückwärts, aber noch innerhalb der Grenzen des Gedächtnisses. Die Ruinen zerfallener Paläste rufen die vergangenen Tage üppiger Grandseigneurwirtschaft wach, und mancher versteht es noch, von den prunkenden Jagden des Grafen Orlow zu erzählen, von seinen rauschenden Festen und übermütigen Maitressen. Seitdem sind die Leidenschaften weniger exzentrisch geworden und beschränken sich auf Essen und Trinken und Jagen, auf Karten- und Billardspiel, auf einen Ball in der Kreisstadt, auf Papierfabriken, Zuckersiedereien und andere derartige kostspielige Mißgriffe.

Den echten, rechten Gutsbesitzer, der mit hausbackener Vernunft wirtschaftet und seine Menschen menschlich behandelt, stellt nur eine Frau dar, Tatjana Borysowna, deren schlichter Sinn und tüchtige Art eine Sphäre gediegener Behaglichkeit schaffen. Aus der übrigen Menge greift der Dichter am liebsten zwei Typen heraus: den Despoten, der, ob er nun nach alter Mokowiterweise haust oder seine Lebensführung mit europäischem Firnis überzogen hat, im Bauern nur den willenlosen Hörigen sieht, und den humanen, aber zerfahrenen und unpraktischen Charakter der verlorenen Existenz.

Unter den Nachbarn des Jägers ist ein junger Edelmann, der ehemalige Gardeoffizier Pjenotschkin. Sein

Haus hat er nach französischer Art erbaut, seine Leute nach englischer Mode gekleidet; er selbst ist korrekt und liebenswürdig gegen seine Gäste, erbarmungslos gegen die zitternden Leibeigenen. Auf seinem Dorfe läßt er einen Starosten regieren, einen rohen, spitzbübischen Gesellen, der vor seinem Herrn kriecht, aber die Bauern mit teuflischer Bosheit schindet. Wo die beiden erscheinen, greift Angst und Zittern Platz. Die Bauern, die singend von den Tennen kommen, verstummen; die Weiber in ihren karierten Röcken werfen Holzstücke nach den kläffenden Hunden; die Kinder stürzen mit Geschrei in die Hütten; selbst die Hühner streben in den dunklen Hausflur; nur ein stolzer Hahn bleibt auf dem Wege stehen und kräht; plötzlich verliert auch er den Mut und läuft davon.

Auch ein Stück aus seiner eigenen Familienchronik bekommt eines Tages Turgenjew zu hören. Ein Freisasse erzählt ihm da: „Ihr Oheim, das war ein mächtiger Herr. Sie werden wohl das Stück Land kennen, welches von Tschaplygins Grund bis zu dem der Malinika reicht. Nun also, das hat uns Ihr Herr Onkel weggenommen. Mein verstorbener Vater war ein rechtlicher Mann; er ließ sich das nicht gefallen und ging vor Gericht. Aber sie wiesen ihn ab. Als man Ihrem Oheim hinterbrachte, daß mein Vater sich über ihn beschwert habe, schickte er seine Leute und ließ ihn holen. Und unter den Fenstern des Landhauses wurde er ausgepeitscht. Ihr Oheim aber stand auf dem Balkon und schaute zu; auch seine Frau saß dabei und blickte herab. Mein Vater schrie: Mütterchen, Maria Wassiljewna, haltet ein, erbarmt euch! — Aber sie erhob sich nur ein wenig höher, um besser sehen zu können. Mein Vater mußte sich obendrein noch bedanken, daß man ihn lebend laufen ließ."

Ein anderes Mal sitzt Turgenjew mit seinem Nach-

bar Mardary Apollonitsch beim Thee auf dessen Balkon. Die Luft ist draußen still, nur ein leiser Hauch trägt das Geräusch von halb gedämpften, ununterbrochen fallenden Schlägen herüber. Mardary Apollonitsch hat die gefüllte Schale zum Munde geführt und die Nasenlöcher weit geöffnet, — da stutzt er, horcht auf, schüttelt den Kopf, löffelt ein wenig, stellt dann die Schale wieder auf den Tisch und summt vor sich hin, indem er mit gutmütigem Lächeln unwillkürlich das Geräusch der Schläge nachahmt: „Tschuki, tschuki, tschuk! — Tschuki, tschuk, tschuki, tschuk". — Was ist das? fragt der Gast erstaunt, und der Wirt erwidert mit dem klarsten und sanftesten Blick: „Ach, man bestraft da einen Tunichtgut, den Wassja, wie ich es angeordnet habe; wer seine Kinder liebt, der züchtigt sie." Als Turgenjew nach Hause fährt, trifft er den armen Wassja, wie er gemütlich auf der Straße dahintrollt und Nüsse knackt. „Du bist heute bestraft worden, mein Freund? Weshalb hat dich dein Herr prügeln lassen?" — „O, ganz wie ich es verdient habe, Väterchen; ganz nach Recht. Bei uns wird man überhaupt nicht für Kleinigkeiten gestraft; eine solche Sitte gibt es da nicht. Nein, nein, unser Herr ist nicht so streng; unser Herr — einen solchen Herrn soll man erst suchen im ganzen Gouvernement!"

Bei einem Herrenessen teilt einst der Jäger das Gastzimmer mit einem sonderbaren Genossen. Der sitzt beim Schein des Nachtlichtes aufrecht im Bett mit der Tabaksdose in der Hand, und der lange Schatten seiner Nachtmütze geht von der Wand nach der Stubendecke. Es ist ein Steppenjunker, der sich selbst den Hamlet des Schtschigrowschen Kreises nennt. In einer nächtlichen Beichte erleichtert er sein Herz. Er hat in jungen Jahren eine Menge europäischer Bildung in sich aufgenommen, doch nicht so viel, daß dieser Erwerb die Einbuße seines

Russentums aufwiegen könnte. Das ist nun die Tragik seines Lebens. Seinen Landsleuten gilt er als ein Original, über das Herren und Diener die Achsel zucken; und er selbst empfindet gerade das als seinen Fluch, daß er kein Original ist. Ein Fremdling in seinem Vaterlande, weder Fisch noch Fleisch, ein Unglücklicher, der sich zwischen zwei Stühle gesetzt hat, — ein Hamlet! Und solcher Hamlets gibt es viele in Rußland, in allen Kreisen.

Auf einer Poststation trifft der Jäger so eine rückenmarkslose Gestalt, den Peter Petrowitsch Karatajew. Er ist mit dem Leben zerfallen, da er nicht zu leben verstand. Mit einer entführten Leibeigenen hat er im stillen Winkel seines Gutes selige Tage verlebt, bis Hab' und Gut zerstoben war und die Liebste ihn verließ. Nun will er Beamter werden. Als ihn aber Turgenjew nach einem Jahre in Moskau wiederfindet, hat er den letzten Halt verloren. Im Delirium klammert er sich an Shakespeares Dänenprinzen und deklamiert die Verse des Monologes: „Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle, die bitter macht den Druck."

Und nun zu den Bauern. Chor und Kalinitsch sind zwei Leibeigene, die der Dichter in lebendigen Kontrast setzt. Chor, in dessen Heuschuppen er sich auf mehrere Tage einquartiert, ist eine krausbärtige Patriarchenfigur mit einem Sokratesgesicht. Er ist klein von Gestalt, aber voll Würde in seiner Haltung und seinen verblümten Reden. Ein Rationalist, in seinem Geschäft erfahren und tüchtig, baut er bedächtig und praktisch an seinem Wohlstand. So wohnt er, wie ein kleiner Peter der Große, ganz behäbig in seinem sauberen Hause aus Fichtenbalken, und zehn stattliche, rotbackige, hochgewachsene Söhne umgeben ihn. Seinen Herrn durchschaut er bis auf den Grund seiner Seele, aber er findet sich als guter

Politiker mit seinen Launen ab. Er könnte sich loskaufen, aber er mag nicht, denn es ist nicht der Ordnung gemäß, und so zahlt er seinen jährlichen Zins von hundert Dukaten weiter. Mit seiner kleinen Welt und allen ihren Schlichen ist er vertraut; doch er zeigt auch Kenntnisse, die über den gewöhnlichen Horizont hinausgehen. Nur gegen die Schreibkunst besitzt er ein eigensinniges Vorurteil, und für das weibliche Geschlecht hat er nur Verachtung und Spott.

Um sein ganzes realistisches Wesen zu ergänzen, hat ihn Turgenjew zu einer rührenden Freundschaft mit dem idealistischen Kalinitsch verbunden. Das ist ein langaufgeschossener, blatternarbiger, gebräunter Waldstreicher, ein sorgloser, freundlicher Gesell, der gar elend in niedriger Dorfhütte haust. Unter dem rauhen Griff des Lebens ist er ein Romantiker geblieben, ewig entzückt und ewig träumerisch. Mit einem Strauß von Beeren und Kräutern tritt er in Chors Gehöft. Die Natur ist gut Freund mit ihm; er kann das Blut besprechen und den Wurm bannen, und die Bienen folgen ihm. Aber in der Alltagswelt ist er nicht zu Hause. Da läßt sich seine Gutmütigkeit von seinem rücksichtslosen Herren ausbeuten, daß er in elenden Bastschuhen herumlaufen und sein dürftiges Hauswesen verkümmern lassen muß. Aber wehe dem, der seinem Herren mit Worten zu nahe tritt! Von seinen Lippen kommt keine Klage; er singt mit seiner hübschen Stimme und spielt auf der Balalaika, während sein Freund Chor ihn mit weinerlichem Tone begleitet.

Die solide Kraft des moskowitischen Bauernstandes, die ein Anrecht auf die Zukunft in sich trägt, hat Turgenjew in der einen Gestalt gezeichnet und in der anderen die russische bedürfnislose Gutmütigkeit und die kindliche Zuneigung zur Natur.

Mit Jermolay streift der Jäger auf der Schnepfenjagd am Istafluß. Bei einer Mühle auf dem Stroh übernachten sie am Lagerfeuer, während der Nebel aus dem Wasser steigt und leises Rauschen vom Mühlrad herüberschallt. Da lauscht er halb im Schlummer dem Gespräch, das der Waldläufer mit der Müllerin führt. Sie ist ein armes, blasses, hustengequältes Weib, deren Gesicht noch die Spur früherer Schönheit zeigt. Kaltherziger Herrenspruch hat in jungen Jahren ihr Liebesglück zerworfen und ihr Leben trostloser Verkümmerung preisgegeben. Keine Klage tönt aus diesem elenden, gebrochenen Menschenwesen.

Bis zur Empfindungslosigkeit abgestumpft ist der Leibeigene Stepuschka, den Turgenjew am Himbeerquell trifft. Er genießt keinen Lohn, kein Deputat, hat keine Vergangenheit, keine Verwandtschaft; bei der Zählung der Seelen wird er nicht einmal mitgerechnet. Wenn an den hohen Feiertagen das Gesinde von der Herrschaft mit Brot und Salz, mit Buchweizenpasteten und Fruchtbranntwein bewirtet wird, erscheint er allein nicht an den Tischen und an den Branntweinfässern. Am Ostertage bekreuzt man sich wohl mit ihm, aber er wagt nicht, seinen ölfleckigen Ärmel unterzuschieben, und er spendet aus seiner Rocktasche kein rotes Ei. Im Sommer haust er nachts in den Hühnerstiegen, im Winter in den Heuschobern. Man ist an seinen Anblick gewöhnt; bisweilen erhält er einen Fußtritt; aber kein Mensch wechselt ein Wort mit ihm, und er selbst tut, wie es scheint, von Natur den Mund nicht auf. Und dieser arme Teufel, dieser Mensch ohne Menschentum vermag ohne Erregung zu lauschen, wenn der Lakai Tumann dem Jäger von der märchenhaften Verschwendung der flottesten Grafenherrlichkeit erzählt. Es gesellt sich noch ein anderer Zu-

hörer, ein Bauersmann, Wlas mit Namen, dazu. Er kommt gerade aus Moskau. Da ist sein Sohn gestorben, der bisher für ihn den Zins zahlte. Der Alte hat den Herrn gebeten, ihm nun die schwere Abgabe zu erlassen. Die Bitte aber blieb vergeblich. Der Bauer erzählt sein Mißgeschick mit blödem Lächeln, doch in seinen kleinen Augen blinkt eine Träne, und seine Lippen zucken. Drüben aber am Istaufer beginnt jemand ein Lied zu singen; das ist so wehmütig, und traurig sitzt der arme Wlas.

Auch Sutschok ist ein Verstoßener. Ein barfüßiger, zerlumpter Höriger, der einst nach den wechselnden Launen seiner wechselnden Gebieter Kosak, Gärtner, Hundewärter, Schuster, Schauspieler, Diener, Koch und Kutscher war und jetzt Fischfang treibt. Bei einer Entenjagd auf dem See des Steppendorfers Lgow liest ihn Turgenjew eines Tages auf. Der Kahn, in dem die Jäger hinausfahren, ist leck und sinkt, und die Insassen stehen bis an den Hals im Wasser. Der findige Jermolay entdeckt jedoch eine Furt und leitet die Jagdgesellschaft einen hinter dem anderen zum Ufer. Ganz hinten in der Reihe watet der arme Sutschok. Er ist der kleinste, und das Wasser geht ihm oft über den Kopf, daß die Blasen aufquirlen. Allein so mühsam er sich weiterhaspeln muß, er wagt es selbst in der größten Fährnis nicht, sich mit den Händen an die Rockschöße des Voranschreitenden zu klammern.

Mit einer ganzen Schar russischer Bauern sitzen wir zusammen in der Schenke, als der Türkenjaschka mit dem wilden Barin um die Wette singt. Verwegene, verwilderte Kerle recken sich im Halbdunkel auf der Wirtsbank, und ihnen allen klopft im Herzen mit elementarer Kraft eine leidenschaftliche Liebe zum Gesang. Der kehlgewandte Barin reißt mit seinen Trillern und Schnalzern die Hörer zum Beifall hin, aber Sieger bleibt doch mit

seiner innigen Begeisterung der bleiche Jaschka. Er hebt an zu singen, inbrünstig und jugendfrisch, wehmütig und lieblich. „Das echte russische, heißfühlende Gemüt klopft und atmet in seiner Stimme und greift voll in das Herz — greift voll hinein in die Saiten dessen, was in der Seele des Russen klingt." Auf allen rohen Gesichtern glänzt die Träne, als der Singende geendet hat. In der Nacht aber tönt die Scene in ein wüstes Finale lärmender, bewußtloser Betrunkenheit aus. Draußen sieht der Dichter die Sternlein in dem Dunst der unerträglich heißen Julinacht flimmern, und etwas Hoffnungsloses, Totes liegt in der lastenden Schweigsamkeit der entkräfteten Natur.

Unter den vom Elend zermürbten Leibeigenen tritt selten eine aus hartem Holz geschnitzte Figur hervor, wie der mächtige Waldriese Thomas, ein Förster, in dessen armselige Hütte der Jäger bei einer schauerlichen Gewitternacht einkehrt. Wie ein Rachegott, unnachsichtig und unbestechlich, taucht er überall auf, wo ein armes, verzweifeltes Bäuerlein einmal ein Häuflein Reisholz stehlen will. „Ich tue," sagt er düster, „nur meine Pflicht und will das Brot meiner Herrschaft nicht umsonst essen."

Die weichen Gestalten hingegen zählen nach Dutzenden. Sie säen nicht, sie ernten nicht; sie leben vom himmlischen Manna. Was ist da der Zwerg Kasjan für ein sonderbares Männlein! Die Natur ist seine Mutter, und sie bedachte ihn so stiefmütterlich. Er kann das Wild besprechen, daß es dem Jäger nicht vor die Flinte läuft; er kennt auch alle Heilkraft der Blumen und Kräuter. Und reden kann der Armselige mit einer wundersamen, stillen Begeisterung, daß die Worte ihm frei und ungehindert fließen, wenn er den Jäger beschwört, die Vögel Gottes zu schonen: „Denn Blut ist etwas Heiliges; es sieht nicht Gottes Sonne und verbirgt sich

weltlichen Geschäfte, berechnet sein Debet und Credit, und dann zittert er wie ein geschossenes Vögelchen und streckt sich und ist tot.

Der Müller kommt mit einer tödlichen Verletzung: „Muß ich wirklich an dieser Kleinigkeit sterben?“ Der Feldscher beschwört ihn, im Krankenhause zu bleiben, daß der kalte Brand nicht hinzutrete. Aber der Bauer schüttelt den Kopf. Er will nach Hause fahren, seine Anordnungen treffen. Er nimmt die Zügel. Der Weg ist voller Schlamm und Löcher. Jeder Stoß schafft ihm entsetzliche Qualen. Aber sein Gesicht bleibt gleichmütig. Er lenkt sein Pferd vorsichtig und ohne Hast und grüßt die Begegnenden. Vier Tage darauf ist er tot.

Eine alte Bäuerin liegt im Sterben. Der Geistliche sitzt an ihrem Bett und liest die Sterbegebete, und als er sieht, daß die Kranke verscheiden will, bricht er ab und gibt ihr schnell das Kreuz. „Weshalb eilst du, Väterchen?“ sagt die Sterbende unwillig mit zitternder Stimme, „du wirst schon fertig werden.“ — Sie wendet sich, legt die Hand auf die Bettdecke und tut ihren letzten Seufzer. Unter der Bettdecke findet man einen Rubel, mit dem sie den Geistlichen für seine Mühe hatte bezahlen wollen.

Nicht gleichmütig oder stumpfsinnig sieht der Russe den Tod kommen, sondern er stirbt, als wenn er eine Ceremonie vollzöge, kalt und einfach. Mit derselben duldenden Ergebung beugt er sich vor der Leibeigenschaft; sie ist ihm ein unabänderliches, finsteres Naturgesetz, der Wille des Allmächtigen. So gellt kein Aufschrei der Verzweiflung aus dem zerbrochenen Herzen der Verkümmerten und Verstoßenen. Aber der Leser, der mit den Augen des Dichters den langen Zug dieser Mühseligen und Beladenen sieht, staunt, daß unter dem Fluche der Knecht-

schaft keine bösere Saat aufgegangen ist, staunt über die verhaltene urgesunde Kraft dieses Volksschlages, das gutmütig und bedürfnislos, geschickt und anstellig, fromm und treu ist, wie kein anderes auf der Welt. Und immer und immer wieder und überall tönt unausgesprochen die Frage: „Wann wird der Heiland kommen diesem Volke?“

Wie die Bürgschaft einer frohen Zukunft leuchtet es auf, wenn wir das heranwachsende Geschlecht sehen, jene Knaben, die „beim Tabun“ am Nachtfeuer lagern. Da ist Kostja mit seinem gedankenvollen und traurigen Gesicht, seinen großen, schwarzen, von flüssigem Glanze leuchtenden Augen, die mehr sagen wollen, als seine Sprache vermag. Und dann der kluge, ehrliche, kräftige Pawluschka. Kaltblütig eilt er ohne Zagen dem Wolf entgegen, er allein mitten in der Nacht, ohne auch nur einen Stock in der Hand zu haben. Als dann der Nix ihm ruft, während er gerade am Flusse Wasser schöpft, meint der kleine Held: „Seinem Schicksal kann niemand entrinnen.“ Im nächsten Jahre wird er von den Hufen eines Pferdes erschlagen.

Turgenjew war ein Sohn der schwarzen Erde. Ihr Geruch klebt an seinen Gestalten, und in ihren Seelen zittert der cri de la terre. Das sind keine glatten, sauberen Defregger-Figuren, die mit lieblichem, stereotypem Lächeln aus dem Genrebild herausschauen, keine wüsten Gesellen, wie sie auf Ostades, Brouwers und Teniers Gemälden sich rüpeln und raufen, — es sind die ernsten, trüben Landleute Millets, über deren stiller Arbeit das Evangelium liegt: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!

Als die französische Übersetzung des Jägertagebuches erschienen war, schrieb George Sand dem Verfasser, indem sie ihm voll Dankes ihre Novelle Pierre Bonnin dedicierte,

(1872): . . . „Ich stand noch ganz unter dem Reize dieser mächtigen Porträtgalerie. Welche meisterhafte Malerei! Wie man sie sieht, wie man sie hört, wie man sie kennen lernt alle diese leibeigenen Bauern des Nordens, diese Gutsbesitzer und Edelleute! Ein flüchtiges Zusammentreffen, ein kurzes Gespräch genügt, um ein Bild zu zeichnen, voll Farbe und klopfenden Lebens. Kein andrer könnte das so!" Und an Flaubert schrieb sie (1868) mit Bezug auf Turgenjew: „Quel talent! et comme c'est original et trempé! Je trouve que les étrangers font mieux que nous. Ils ne posent pas, et nous, ou nous nous drapons, ou nous nous vautrons." Tolstoi, dessen Weltanschauung eine Kluft von der seines Landsmannes trennte und der keinen Standpunkt für die volle Würdigung Turgenjews finden konnte, schätzte doch das „Tagebuch eines Jägers" sehr hoch und hielt diese Skizzen in mancher Beziehung für unerreichbar.

Hinter dem Porträtisten Turgenjew steht der Genremaler und der Landschaftsmaler keineswegs zurück. Auf jeder Seite des Skizzenbuches finden wir mit sicherem Strich jene kleinen, frischen Bilder hingestellt, die uns auf den Schauplatz der Begebenheit setzen. Da ist der Hof eines Herrenhauses mit seinem regendurchweichten, schwarzen Boden; Mädchen in gestreiften, kattunenen Röcken kommen gegangen; Hofleute waten durch den Schmutz; dort stehen sie still und kratzen sich nachdenklich den Rücken; am Zaune ist ein Bauernpferd angebunden und schlägt mit dem Schwanz und nagt an den Latten; Hühner gackern, Hähne krähen, und auf den Treppenstufen sitzt ein Bursch mit seiner Guitarre und singt eine Romanze.

Ein andres Bild: eine Bauernstube, verräuchert, eng, niedrig; an der Wand ein zerrissener Schafspelz, in der

Ecke ein Haufen alter Kleider; am Ofen zwei Töpfe; auf dem Tisch ein trübe flackerndes, halb verlöschendes Licht; auf einer kleinen Bank hockt ein Mädchen und schwingt die Wiege, die in der Mitte an der Schnur schwebt; und das Kind drin atmet schnell und schwer. Jetzt führt uns Turgenjew in die dämmerige Schenke mit den dumpfen Balkenwänden, in die Poststation mit dem öden Warteraum, in den verwilderten Fruchtgarten, auf den buntfarbigen, lärmenden Pferdemarkt.

Im Vorübergehen greift er hier und da seine Skizzen auf — auf ödem Feld den trübseligen Leichenzug oder auf der Anhöhe hinter dem Hohlwege die Silhouette des pflügenden Bauern. Er zeichnet einen strohgedeckten Schuppen und ein altes Pferd darunter, und dabei beobachtet er das Sonnenlicht, das durch die kleinen Balkenritzen fällt und das rotbraune, wirre Haar des Tieres mit lauter kleinen, hellglänzenden Fleckchen besät. Auf der Dorfstraße sieht er eine alte Bäuerin in großen Bastschuhen am Pfosten ihrer Hüttentür stehen; wie traumbefangen blickt sie nach der Schenke hinüber, wo das Volk zusammenläuft; ein kleines, flachshaariges Bürschlein im Kattunhemd, ein Cypressenholzkreuzchen auf der Brust, hockt mit gespreizten Beinen daneben, und ein Huhn pickt an einer vertrockneten, ganz schwarz gewordenen Brotkruste.

Auch an der Romantik geht der Dichter nicht vorüber, die die Natur mit geheimnisvollen Spukwesen und Waldgeistern belebt. Dem Kulturmenschen ist der seelische Kontakt mit der Natur zerrissen, der uns aus den naiven Kindermärchen wiederklingt; das slavische Volk aber hat sich einen tiefen Instinkt bewahrt für alles, was draußen grünt und blüht und lebt und webt. Faust spricht zum erhabenen Geist:

„Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
— Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.“

Auch Turgenjew hörte das Herz der Natur klopfen. Und er sah die Natur durch sein Temperament. Das ist nach Zolas Definition die Kunst. Aber Turgenjew drapierte die Natur nicht mit seinen subjektiven Zutaten, er lehrte sie nicht, sich nach seinen Launen schmiegen und lachen und weinen nach seinem Willen, — er wird vielmehr von ihr beherrscht und beugt sich vor ihrer unberührten, wahren und strengen Majestät. So wird die Schwermut zum Stimmungston seiner Schilderung. Darin ist er ein Slave und Schüler Lermontows.

Die innigsten Töne, der berückendste Farbenschmelz, der einschmeichelndste Duft stehen seiner Kunst zu Gebote. Er weiß die Sinne der Lesenden festzuhalten, und ob er noch so oft in seinen alten, geliebten Wald uns führt, — er ermüdet nie. Immer überrascht seine Weise, und immer bannt sie. Er hat, was des Malers größter Zauber ist, die suggestiveness, die geheimnisvolle Macht, Stimmungen in der Seele des Betrachters zu wecken.

Es ist zur Frühlingszeit vor Sonnenuntergang. Im Walde wird es dämmerig, und die brennende Abendröte steigt von den Wurzeln und Stämmen der Bäume auf, geht höher und höher durch die niederen, noch nackten Zweige hindurch bis oben hinauf zu den unbeweglichen, flüsternden Wipfeln. Dann werden auch diese dunkel, der rötliche Himmel färbt sich blau, und der Waldgeruch macht sich mehr und mehr wahrnehmbar; eine warme Feuchte weht uns an, das Lüftchen erstirbt, die Vögel erschweigen.

Oder es brütet zur Mittagszeit die Hitze des August.

Die Sonne sticht von dem dunkelblauen Himmel hernieder. Gerade vor uns drüben auf dem jenseitigen Ufer erglänzt ein gelbes Haferfeld, mit Wermut durchwachsen. Keine Ähre bewegt sich. Ein Bauernpferd steht bis an die Kniee im Wasser und schlägt sich träge mit dem triefenden Schweif. Bisweilen schießt ein großer Fisch unter einem überhängenden Ufergebüsch hervor, läßt Luftblasen emporsteigen und geht geräuschlos hinab auf den Grund, nur eine leichte Welle aufregend. Die Heuschrecken summen im vergilbten Grase, die Wachteln schlagen wie unwillig, die Sperber ziehen langsam über den Feldern und bleiben öfters wie angenagelt in der Luft stehen, schnell mit den Flügeln schlagend und den Schwanz wie einen Fächer ausbreitend.

An einem anderen Sommertage liegen wir im Walde auf dem Rücken und blicken nach oben. Es scheint uns da, als schauten wir in ein grundloses Meer, das sich unendlich weit über uns ausdehnt, — und als ständen die Bäume nicht auf der Erde, sondern hingen wie mit Wurzeln unermeßlich großer Gewächse in den durchsichtig klaren Wogen. Weit, weit in der Ferne, am äußersten, dünnsten Zweige bewegt sich ein einzelnes Blatt; es bewegt sich ganz allein, ohne vom Winde geschüttelt zu werden.. Wie Zauberinseln im Meer schwimmen langsam, langsam die weißen, runden Wolken dahin ... Man liegt unbeweglich, ein selig stilles und zufriedenes Gefühl überkommt das Herz .... uns dünkt, als zögen in langer Reihe selige Erinnerungen durch die Seele, als entschwebte der Blick weiter und weiter in die Ferne und zöge uns hinab mit sich in einen lautlosen, glänzenden Abgrund.

An dem Himmel, der sich über die Landschaft spannt, sucht der Dichter die Stimmung zu finden, die sein Herz durchtönt. Ein Julitag zieht über die Erde dahin, ein

ganzer Tag, von der ersten lächelnden Morgenröte bis zu den glanzdurchhauchten, goldiggrauen, schwebenden Wolken des Mittags und weiter, bis das Abendrot erbleicht und am dunkelnden Himmel, wie ein vorsichtig herbeigetragenes Licht, leise blinzelnd der Abendstern erscheint. Die allerzartesten Nüancen der sonnengetränkten, durchsichtigen Bläue, das anmutige Spiel der wechselnden Töne, die Lichter und Schatten und das schwimmende Gewölk — alles findet in Turgenjews Sprache einen entzückenden Ausdruck.

Auch die dunkle Nacht zieht den ernsten Blick auf sich, wie sie so still und feierlich und erhaben ruht; noch steht der Mond nicht am Himmel, aber zahllose goldene Sterne scheinen ihre Bahn zu ziehen längst der Milchstraße hin, und der Mensch fühlt bei ihrem Anschauen leise den strebenden, unaufhaltsamen Gang der Erde.

Und diese Erde schreitet dahin, gleichgültig ob all des armseligen Schaffens und Hastens der kleinen Menschenseele, und kalt klingt die Stimme der Natur: „Es ist mir nichts gemein mit deinen Werken; ich bin die Herrscherin, aber du sorge, daß du nicht sterbest!"

Das Bewußtsein der irdischen Nichtigkeit durchbohrt angesichts des endlosen, düsteren russischen Waldes den Dichter wie der erstarrende, teilnahmlos kalte Blick der Isis. Da kommt es über ihn wie die Schwingen einer tieftraurigen Verzagtheit; den Schritt des Todes hört er unter den Bäumen und fühlt seinen grausigen Hauch und spürt seine unabwendbare Nähe, als könnte er ihn tasten mit der Hand.

V

Baden-Baden

Mitten im Orientkriege, am 2. März 1855, starb in Petersburg der Zar Nikolaus. Turgenjews Diener brachte am Morgen seinem Herrn den Samovar und sagte, indem er ihn niedersetzte, im gleichgültigsten Tone der Welt: „Der Kaiser ist tot!" Turgenjew sprang auf, stürzte nach dem Palaste, wo schon eine große Menschenmenge zusammengeströmt war, und fragte mit einer angenommenen Trauermiene einen bärbeißigen Gendarm, ob das Gerücht vom Tode des Zaren wahr sei. Dieser antwortete mit der Gegenfrage, ob er glaube, daß jemand wagen würde, etwas der Art zu erfinden. Turgenjew eilte in dem Gefühl, daß er sich aussprechen müßte, zu einem Freunde. Die Gegenwart eines pathetisch perorierenden Generals legte ihrer Stimmung Fesseln an; aber als er sich entfernt hatte, sanken sich beide stumm in die Arme.

Nun war sie da, die Stunde der Erlösung, und die Pforten waren aufgetan, daß Licht und Leben hineinflutete in das geknechtete und verdorbene Land. „Du hast die Wahrheit begraben," so hatte eine der vielen namenlosen Flugschriften dem verstorbenen Zaren zugerufen, „hast vor die Tür ihres Grabgewölbes einen schweren Stein gewälzt und hast in der Trunkenheit deines Herzens gesagt: Für sie gibt es keine Auferstehung!

— Aber am dritten Tage hat die Wahrheit sich erhoben, ist vom Tode auferstanden!"

Daß in der Todesstunde des Herrschers fremde Heere von der Krim aus das heilige Rußland mit überlegener Kraft gepackt hatten, schien ein Beweis für die geringe Leistungsfähigkeit der kaiserlichen Autokratie zu sein.

Nun saß Alexander II. auf dem Thron — ein Mensch. In seine gütige, weiche Seele, ein williges Ackerland, hatte der edle Shukowsky das Saatkorn der Humanität gesenkt. Und die Sonne schien dazu. Daß er die Bauernfrage löste, war sein persönliches Verdienst, eine Großtat, deren Glanz ihn umstrahlen wird, solange man von einer russischen Geschichte etwas weiß.

Nachdem die jahrelang dauernden, unendlich mühseligen Vorarbeiten abgeschlossen waren, unterzeichnete Alexander II. am 19. Februar 1861 das Manifest der Aufhebung der Leibeigenschaft; am 5. März wurde es in den Kirchen der beiden Hauptstädte verlesen, und als die Feldarbeiten begannen, war es überall im weiten Reichsgebiete bekannt. Der alte Freiheitsschwärmer Baburin (Turgenjews „Punin und Baburin") war vor langen Jahren nach Sibirien verbannt. Die Kunde von dem Ende der Knechtschaft kommt auch zu ihm geflogen. Da zittern seine Finger, als er das Zeitungsblatt in Händen hat. Er umarmt und küßt seine Frau dreimal; will etwas sagen, aber nein, er vermag kein Wort über seine Lippen zu bringen. Die Tränen quellen ihm hervor, und plötzlich ruft er: „Hurrah! Hurrah! Erhalte Gott den Zaren!" Und dann eilt er hinaus barhäuptig in die bittere Kälte; Bart und Haare, selbst die Freudentränen frieren zu Eis, doch ihn macht die Wonne jung und stark, und selig ruft er den Genossen das Evangelium zu: „Es gibt keine Sklaven mehr in Rußland!"

Mit einem Schlage sanken die Sperren eines freien geistigen Verkehrs nieder. Ein Frühlingssturm brauste über die Gemüter dahin. Millionen fleißiger Hände regten sich wetteifernd, an den Fundamenten zu bauen, auf denen das neue Rußland sich erheben sollte. In diesen sechziger Jahren erhielt das soziale Leben eine neue Ordnung, auf allen Bahnen zog siegreich der Fortschritt einher, eine russische Wissenschaft entstand, und in einer glänzenden Literatur fand das vielgestaltete Leben der Gegenwart seinen Ausdruck. Es war die Zeit der großen Prosaiker. Turgenjew, Dostojewsky und Tolstoi erstritten für ihre vaterländische Literatur in Europa einen Enthusiasmus, der um so merkwürdiger war, als kaum jemand bis dahin der russischen Dichtung Beachtung geschenkt hatte. „Diese Barbaren von gestern" — sagt ein Petersburger Literaturhistoriker — „sprachen eine Art neuen Wortes aus, dem es beschieden war, einen tiefen Einfluß auf die verblaßte Produktion der letzten Periode der europäischen Literatur auszuüben; auszuüben dadurch, daß in diesem neuen Wort, in diesem durchgeistigten Realismus nicht die Langeweile der Übersättigung, nicht die Ohnmacht greisenhafter Erschöpfung, sondern ein jugendlich leidenschaftlicher Drang zum Licht und zur Wahrheit lebte."

Während es in Rußland eine Lust ward zu leben, verließ Turgenjew sein Vaterland. Stürmen und Drängen war nicht das Element, in dem er Behagen fand. Als es galt, im Strudel wirbelnder Parteiungen Stand zu fassen und den Platz zu behaupten, trieb er dem ruhigen Ufer zu. Er war kein Mann der Tat, und jeder politische Egoismus lag ihm fern. Sein Behagen war es, von ferne zuzusehen, wie die junge Saat aufging, die er hatte streuen helfen. Das neue Regime hob auch die

Hemmungen auf, die bisher in Rußland die Reiselust gedämpft hatten. In Deutschland, Frankreich, Italien, England und Schottland ließ Turgenjew seinen dürstenden Schönheitssinn über alle jene Stätten schweifen, wo mit den Reizen einer wunderbaren Natur der süße Duft einer gesteigerten und verfeinerten Weltkultur sich einte.

Wie die Pracht des Südens ihn ergriff, das spricht aus seiner Novelle „Helene". Auf dem Hintergrunde der alten Lagunenstadt spielt sich der Schluß ab, und in üppiger Klangfülle rauscht da an unserem Ohr der Hymnus auf die ewig schöne Zauberin Venezia.

In den „Visionen" schwebt der Dichter über den Lago maggiore dahin. In den Wellen spiegeln zitternd die Sterne, und mit leisem Plätschern springt das Wasser an den Uferrand. Orangenduft kommt gezogen, und mit ihm dringen kräftig und rein die Töne einer jugendlichen Frauenstimme herauf.... Da leuchtet ein Marmorpalast aus dem Schwarz der Cypressen ... Die Wellen des Sees, auf denen der Staub von tausend Blüten liegt, schlagen sanft an seine Mauern, und dort, ins dunkle Grün der Orangen und Lorbeerbäume gehüllt, umflutet vom hellen Glanze, bedeckt mit Statuen und Säulenhallen, mit Tempeln und Grotten, ragt aus dem Schoße des Wassers eine hohe Insel empor — Isola bella.

Die italienische Reise fällt in das Jahr 1857. In seinen „Erinnerungen" erzählt uns Turgenjew einen Ausflug, den er nach Albani und Frascati zusammen mit Botkin, dem Freunde Belinskys, und mit dem Maler Alexander Andrejewitsch Iwanow machte. In den jungrussischen Künstlerkreisen regierte damals die Neigung zu billigen, groben Effekten und äußerlicher Realistik. Ihnen galt der Maler Brüllow, eine aufgeblasene Null, als Held. Abseits aber stand eine kleine Schar, und

deren Seele war Iwanow. Overbeck hatte ihn einst in das Studium Raffaels eingeführt. Seine „Verklärung Christi“ und Brüllows „Untergang von Pompeji“ waren zwei Merkpunkte der feindlichen Strömungen in der russischen Malerei. Ein wunderlicher Grübler, ein mystischer Heiliger — dieser Idealist Iwanow. Er hatte David Friedrich Strauß' „Leben Jesu“ gelesen, und den Christus, den er in diesem Buche fand, den wollte er malen. Und er malte ein ganzes Jahrzehnt daran. Das Ziel aber konnte er nicht erreichen, denn es lag jenseits der Grenze menschlicher Darstellungskraft. Turgenjew, der die Meister des Cinquecento anbetete und in der Landschaftsmalerei den Claude Lorrain für unerreichbar hielt, sah in der russischen Kunst seiner Zeit eine Décadence und schätzte den Maler Iwanow um so höher, als er sah, daß dieser trotz seiner Irrtümer doch in seinem unbestechlichen Wahrheitsdrange der echte Künstler war. Als im Jahre nach der italienischen Reise Iwanow starb, schrieb Turgenjew an Madame Viardot eine laute Totenklage, und noch zehn Jahre später nahm er lebhaft Partei für ihn. Die Künstler sollen Iwanow studieren, sagte er, erstens weil er als eine eigentümlich russische Natur den jugendlichen russischen Herzen nahe steht und verständlich und teuer ist; und zweitens, weil er sich das große Verdienst erwarb, auf die alten Meister hinzuweisen und selbst zu ihnen zurückzukehren. Eine Heimatskunst, die durch die Schule des Klassicismus hindurchgegangen ist, verlangt Turgenjew vom Maler; es ist dieselbe Kunst, für die seine eigene Persönlichkeit auf dem Gebiete der Literatur ein Beispiel ist. „Ich bin natürlich selbst Realist und ein Kind meiner Zeit, liebe aber und verehre die Antike und die antike Art der Kunstproduktion über alles,“ schrieb er an Friedländer, als dieser ihm seinen Aufsatz „Über die antike

Kunst im Gegensatz zur modernen" gesandt hatte. Im März 1880 sah Turgenjew im Berliner Museum die Pergamenischen Ausgrabungen. Die Hautreliefs der Götter- und Gigantenschlacht überraschten und entzückten ihn wie eine Offenbarung, und als er aus der Rotunde wieder heraustrat und schönheitstrunken ins volle Tageslicht starrte, mußte er denken: „Wie glücklich bin ich, daß ich nicht sterben mußte, ehe ich diese Eindrücke empfing, und wie selig, daß ich dies alles gesehen habe!"

Aber Turgenjew war doch nicht so starr in seinen Anschauungen, daß er sich nicht von dem Reiz der modernen Pariser Malerei umfangen ließ. Man sah ihn unter den eifrigen Besuchern des Salons, und auch im Hotel Drouot brachte er stundenlang bei den Bilderauktionen zu. Die Landschafter Millet, Troyon, Rousseau waren seine Lieblinge.

In seinem „Tagebuch eines Jägers" nennt er gelegentlich die russischen Kunstfexe „stämmige Keulen, mit Honig überstrichen"; sie reden — sagt er — nie von Raffael, sondern von dem göttlichen Sanzio; Correggio heißt bei ihnen der unnachahmliche Allegri; jedes im Lande geborene mittelmäßige Talent erheben sie zu einem Genie; der blaue Himmel Italiens, die Citrone des Südens und die Nebel an den Ufern der Brenta kommen nicht weg von ihren Lippen, — es ist eine Qual, sich mit ihnen zu unterhalten.

Im Jahre 1863 machte sich Turgenjew in Baden-Baden ansässig, und bis 1870 hat er hier mit Vorliebe in seiner Villa geweilt, die neben der Viardotschen Besitzung im Tiergartentale lag. Welchen Klang hatte damals für ein russisches Ohr die Bäderstadt an der Oos, wo der greise Shukowsky gestorben war, wo auf den schattigen Promenaden und am Spieltische sich die Petersburger

und Moskauer Aristokratie mit dem Extrakt der eleganten abendländischen Welt zusammenfand. Wir sehen mit des Dichters Augen die Menschenmenge vor dem Konversationshause auf- und abwogen. Die grünen Bäume, die hellen Häuser, die Berge ringsum — alles hat ein festliches Ansehen und glänzt im Schein der strahlenden Sonne und lächelt wohlwollend und milde. Und ein Widerschein dieses freundlichen Lächelns zeigt sich auf den Gesichtern der Menschen, den jungen und alten, den häßlichen und schönen . . . Unter dem „russischen Baum" versammeln sich Turgenjews Landsleute. Sie nähern sich würdevoll und nachlässig, begrüßen einander mit erhabener Miene, mit Anmut und Nonchalance, wie es sich für Wesen ziemt, die auf dem höchsten Gipfel der Bildung zu stehen glauben. Die princes russes, die unfähig sind, selbst etwas Amüsantes zu erfinden, beklatschen dankbar die alten, abgeschmackten Kalauer eines französischen Schwätzers. Alles parliert französisch, die Damen in ihren Toiletten von ausgesuchtem Pariser Chic, mit flirrenden Stahl- und Goldflöckchen auf Hüten und Schleiern, die an den Glanz und das Zittern der Schmetterlinge und Frühlingsblumen erinnern, — die Herren mit enganliegenden, schwarzen Überröcken, grauen Hosen und glänzenden Hüten, mit affektiert zerstreuten Blicken, herablassender Arroganz und einem Parfüm von wundervollem Patschuli und feinstem Havannaduft. „Herr, schütze mich vor meinen Landsleuten!" war Turgenjews Stoßgebet, und er flüchtete in den Waldesschatten, streifte auf den Bergen umher, und die Brust weitete sich, und das Gefühl einer starken Gesundheit pulsierte in den Adern. Er saß einem der gewaltigen Baumriesen zu Füßen, und es war ihm, als ob ein feiner Strom von dessen Saft in sein Herz überginge; un-

beweglich ruhte er, nur daß seine Hand, ohne daß er es merkte, ein langes Farrenkraut ergriffen hatte und es im Takte mechanisch hin- und herwiegte.

Auch seiner Schaffenskraft wuchsen die Flügel. Er hat in Baden-Baden „Dunst“, „Ein König Lear der Steppe“, „Visionen“, die „Literatur- und Lebenserinnerungen“ geschrieben.

L. Pietsch hat hier Gelegenheit gehabt, den Dichter bei seinem poetischen Schaffen zu beobachten. Wenn Turgenjew schrieb, — erzählt er uns — geschah es jederzeit unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden, unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe in einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung. Diese Erscheinung kehrte unablässig wieder, peinigte ihn wochenlang, monatelang und verlangte von ihm künstlerische Gestaltung. Immer deutlicher bildeten sich die Figuren in ihrem Benehmen, ihrer Sprache, ihren Erlebnissen zur Klarheit heraus, Wille und Schicksal führten Katastrophe und Lösung herbei. Er litt und stöhnte unter dem innerlichen Zwange des Schreibenmüssens, suchte sich ihm durch Billardspielen mit sich selbst, durch eine Schachpartie, durch eine Hühnerjagd zu entziehen, bis er endlich der unentrinnbaren Nötigung sich beugte und mit einem Ausruf komischer Verzweiflung an seinen Schreibtisch ging. In ähnlicher Weise äußerte sich der Dichter gelegentlich selbst: „Meine literarischen Erzeugnisse wachsen wie das Gras. Es ist weder mein Wunsch, noch bin ich befähigt, etwas mit vorgefaßter Absicht zu schreiben oder eine bestimmte Idee durchzuführen. Begegne ich im Leben irgend einer Thekla oder Andrejewna, einem Peter oder Iwan und ich bemerke an ihnen irgend etwas, was ich sonst nicht bemerkte, so beobachte ich sie. Sie machen mir Eindruck;

ich forsche der Ursache nach; ich vergleiche diese Personen mit anderen, versetze sie im Geiste in andere Lebenssphären, und so bildet sich mir eine ganz eigene Welt."

Das Schicksal seiner so sorgfältig abgeschlossenen Werke interessierte Turgenjew nicht allzusehr. Gegen die Kritik war er gleichgültig, und diese Gleichgültigkeit war aufrichtig.

Mit leichtem Schwung und großem Vergnügen verfaßte er in Baden-Baden eine Anzahl von Libretti, die Frau Viardot componierte, „Le dernier des sorciers", „Trop de femmes", „l'Ogre" und andere.

Fröhliche Tage, selige Tage — im innigen Zusammensein mit der Familie Viardot. L. Pietsch und L. Friedländer sind dort Turgenjews Gäste gewesen. Schwermut und Podagra suchten den Dichter heim, aber er barg den Schmerz unter der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit, mit der er für das Behagen seiner Besucher sorgte. Unvergeßlich waren die Abende, an denen auf Turgenjews Wunsch Frau Viardot bis zur späten Stunde, sich selbst begleitend, Schubertsche Lieder mit der ihr eigenen hinreißenden Meisterschaft vortrug. Zuweilen war der Kreis größer, den der Parterresalon der Turgenjewschen Villa sah, und die Künstlerin führte dann mit ihren jugendlichen Töchtern und einigen stimmbegabten Schülerinnen eine ihrer lyrischen Opern auf. Turgenjew selbst übernahm bisweilen eine Baßpartie zum Ergötzen des Publikums, das nicht selten „ein Parquet von Königen und Königinnen, von Fürsten und Fürstinnen war, die einfach als Freunde des Hauses mit abgelegter Strahlenkrone der Majestät in der Künstlervilla des Tiergartentales, dieser greatest attraction des damaligen Baden-Baden, verkehrten". „Vergebens," sagt L. Pietsch, „würde ich versuchen, den Zauber dieser Sommerabende und der ihnen folgenden Nächte zu schildern, während welcher diese jungen, kunstgeschulten

Mädchenstimmen den Wiederhall der umgebenden Berge weckten. Und wenn dann die ganze Schar in ihren phantastischen Trachten, so manche mit wahrhaft märchenhafter Anmut geschmückt, auf den mondbeglänzten Gartenwegen, über die tauschimmernden Wiesen und durch den nachtdunklen Park dahinzog zur Villa Viardot, wo das Beisammensein nach dem heitersten Singen erst spät nach Mitternacht sein Ende fand!"

„In falscher Tonart zu singen ist echt russische Manier," heißt es in Turgenjews „Rudin", als ein Studentenlied angestimmt wird. Und auf dem alten Schlosse Baden-Baden läßt er in „Dunst" einen russischen Grande immer wieder von neuem sein „Deux gensdarmes, un beau dimanche . . ." anstimmen, „. . . natürlich falsch, denn es gibt keinen russischen Edelmann, der nicht falsch singt . ." Aber das Volk, das hat die Ader der Musik. Da klingen die schwärmerischen Weisen rein aus heiteren Kehlen, wenn die Burschen in rotem Hemde auf dem Rasen tanzen und der Rauch aus den Hütten steigt und das junge Gras von den Wiesen her duftet. Bis zur Leidenschaft steigert sich hier die Liebe zum Gesang. Man erinnert sich, wie der Jäger („Tagebuch eines Jägers") in der Schenke dem Singen der beiden Bauern lauscht, die die Herzen der Hörer im Schauer der Begeisterung und im Hauche süßer Wehmut schmelzen lassen. Als der Türkenjaschka sein Lied ertönen läßt, sagt Turgenjew: „Ich entsinne mich noch, wie ich einstmals des Abends zur Zeit der Ebbe an dem flachgestreckten, sandigen Gestade des mächtig rauschenden Meeres eine große, weiße Möve sah. Das Tier saß unbeweglich, die seidenartige Brust dem Glanze des Abendrotes entgegenwendend und nur bisweilen langsam einen der langen Fittiche dem heimatlichen Meere entgegenhebend, im Scheine der tiefstehenden, pur-

purfarbenen Sonne. So sang Jaschka, ohne weder an sich noch an seinen Nebenbuhler zu denken, noch an uns.. Er sang, und von jedem seiner Töne wehte es uns heimatlich an, so unübersehbar weit und breit; wie die wohlbekannte Steppe erschloß es sich vor uns, die sich in ungemessene Fernen hinein erstreckt."

Die Musik war eine der Sonnen, die Turgenjew, den Sohn seines liederbegabten Volkes, durchglühten, und er brachte ihr die Weichheit und Empfänglichkeit entgegen, deren sie zu ihrer vollen Wirkung bedarf. In der Idylle des kleinen Frankfurter Konditorstübchens singt („Frühlingswogen") der junge Russe Sanin seiner Gemma die sanften russischen Volkslieder, auf deren Schwermutsklängen sich gern Turgenjews Seele wiegte. Der Dichter liebte seine Landsleute Glinka und Tschaikowsky, aber er haßte die lästigen Aufdringlinge, die sich brüsteten, musikalische Originale zu sein. Innig sprachen ihn die melodiösen deutschen Kompositionen an, Schuberts, Webers, Schumanns Lieder, doch am liebsten lauschte er den Höchsten der Hohen, dem ernsten Gluck, dem tiefen Beethoven, dem heiteren Mozart. Als Turgenjew Flauberts Éducation sentimentale gelesen hatte, hatte er an dem Gesange der Mlle. Arnoux viel auszusetzen. So wie man sie sich vorstellt, — schrieb er dem Verfasser — müßte sie anders und etwas anderes singen; und dann, eine Altstimme kann nicht ihre Stärke in hohen Noten suchen; und schließlich, es muß musikalisch präcisiert werden, was sie singt, sonst bleibt der Eindruck verschwommen, und das Ganze klingt ein wenig komisch.

In Turgenjews Geschichten wird viel musiziert. Der Menschensprache fehlt oft die Fähigkeit, ein tiefes, allgewaltiges, aber unklar umrissenes Gefühl in eine feste Form zu bannen; die Musik vermag dann leichter das

Unaussprechliche auszusprechen. So appelliert der Dichter an die Musik, um den Leser in die Stimmung zu versetzen, die er braucht. In der Erzählung „Helene" wird in Venedig Verdis „La Traviata" gegeben. Auf der Bühne ringt sich aus der welkenden Brust Violettas die letzte, sich aufbäumende Lebenskraft, und ihr lascia me vivere, morir si giovane schwebt mit schwarzen Schattenflügeln durch den Saal hinauf zur Loge, wo der arme, schwindsüchtige Insarow, das Herz so übervoll von Plänen, dem unerbittlichen Tode entgegenreift. In dem „Lied der triumphierenden Liebe" siegt Mucio über das Herz der Valeria durch die unentrinnbaren, glühenden, geheimnisvollen Geigentöne.

Nur der, dessen Herz im Tempel der Musik beten gelernt hat, kann fühlen und schildern, wie die Melodieen arme Menschenkinder in den Himmel des Entzückens heben. Da ist im „Adligen Nest" jener alte Klavierlehrer Christoph Gottlieb Lemm, von der Natur so kümmerlich bedacht, vom Glück so verlassen, — aber er ist ein Verehrer von Bach und Händel und ausgerüstet mit tüchtigem Wissen und mit jenem Feuer, jener Kühnheit des Gedankens, die ausschließlich der germanischen Rasse eigen ist. Und nun denke man an jene stille Sommernacht, da an dem Fenster dieses Musikanten Lawretzky in seinem seligen Gefühl errungener Frauenliebe vorübergeht. Er glaubt plötzlich über seinem Haupte eine Fülle herrlichster Siegesmelodieen zu vernehmen, — wie Harmonie braust Lemms Klavierspiel herab. Vom ersten Tone an dringen die sanften und doch leidenschaftlichen Klänge ihm tief ins Herz hinein; sie quellen über von Wärme, von Schönheit und Begeisterung; sie rühren an alle zarten Empfindungen, sie mahnen an alles, was es Heiliges und Treues auf Erden gibt. Eine stille Wehmut hauchen sie aus und

scheinen dann, zum Himmel aufsteigend, zu sterben .. Im Zimmer ist kein Licht; nur der Strahl des Mondes, der jetzt aufgegangen ist, fällt schräg durch das offene Fenster. Tönend vibriert die Luft; das ärmliche, unwohnliche Stübchen ist wie von überirdischem Lichte erfüllt, und der Kopf des Alten erscheint hoch und begeistert in silberhellem Halbschatten.

In der Geschichte „Eine Unglückliche" führen Fustow und Ratsch ein Zither- und Fagottkonzert auf. Die gequetschten, heiseren, rauhen Töne des Blasinstrumentes und besonders das Zitherspiel lassen den Hörer kalt. „Es kommt mir stets so vor," sagt er, „als ob in diese Saiten die Seele eines gebrechlichen Wucherers eingesperrt wäre, und daß diese näselnd weinte und jammerte über den unbarmherzigen Virtuosen, der sie zwänge, ihre musikalischen Töne von sich zu geben." Als dann aber Susanne zum Pianino geht und Beethovens F-moll-Sonate von den Tasten erklingt, da empfindet er jenes Erstarren, jenen kalten und doch süßen Schauer des Entzückens, der die Seele auf Augenblicke ergreift, wenn das Schöne unerwartet und plötzlich in sie eindringt.

Bei einer Moskauer Soirée („Klara Militsch") spielt ein Virtuose eine Phantasie von Liszt nach Wagnerschen Motiven. Der weiche, träumerische Jacob Aratow fühlt sich von diesen Tönen schroff abgestoßen. Turgenjew drückt damit das Gefühl aus, das ihn selbst bei Wagners Musik beherrschte. Dieser Widerwille, den er übrigens mit Tolstoi teilt, verstieg sich bis zu harter Unduldsamkeit. Er nannte den Meister von Bayreuth l'eunuque enragé. „Mozarts Melodieen," äußerte er gelegentlich, „schmeicheln meinem Ohr wie ein schöner Quell, Wagners Dissonanzen bereiten mir vom ersten bis zum letzten Tone unangenehme Empfindungen."

VI

Turgenjews Erzählungen aus dem alten Rußland

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts flutete zugleich mit dem Frühlingswehen der nationalen Wiedergeburt auch ein sehnsüchtiger Drang nach einer Reformation der deutschen Kunst und der deutschen Dichtung durch die Herzen. An Kornelius' verblaßter Kartonkunst hatten sich die Augen sattgesehen, und Fontane und Gottfried Keller las man noch nicht. Doch dem Volke wurde in dieser Zeit gespannter Erwartung kein Meister beschert; der schöpferische Genius schien Deutschlands Boden zu meiden. Um so hingebender lauschte, wer mit starkem und gesundem Sinne die Welt froher Schönheit und klopfenden Lebens ahnte, auf die Apostelworte, die aus fremden Ländern herüberklangen, auf Ruskins begeisternde Ästhetik, auf den künstlerischen Realismus Flauberts und — Turgenjews.

Das „Tagebuch eines Jägers" erschien 1854 in deutscher Übersetzung; 1862 folgte langsam „Das adlige Nest", und dann schlossen sich sehr schnell die Übersetzungen der anderen Erzählungen an. Einen weithin spürbaren Eindruck auf die deutsche Literatur ließ jedoch erst der Roman „Väter und Söhne" zurück.

Der Reiz der Turgenjewschen Erzählungen, der den

Leser zuerst umfing und noch heute bestrickt, beruht auf der Überraschung, mit der wir eine ganz neue, eigenartig stilisierte Welt erschlossen sehen, eine Welt, in der naturwüchsige, kantige Menschen, aus unverdorbenem Stoff gebildet, unbekümmert um die ganze moderne nervöse Zeit, inmitten primitiver sozialer Zustände einfach und ungekünstelt ihre Leiden und Freuden empfinden. Und dann mußte die Art frappieren, wie dieser originelle Stoff in seinen Einzelheiten gepackt wird — von einem Jägerauge, das die Schärfe des Falken besitzt. Das Reich aber, dessen Pforten der Dichter auftut, ist kein Reich, vom Einklang leuchtender Farben und jubelnder Töne erfüllt; ein ernster Stimmungscharakter spricht uns an, und ungekünstelt scheinen die Naturlaute zu reden. In einer Zeit, da man übermüdet war von deutschem Idealismus, ließ Turgenjew durch seine Erzählungen das Lied von der Grausamkeit der Menschen und von der Grausamkeit der Natur erklingen.

Turgenjew kennt keine poetische Gerechtigkeit. Voll von Willkür ist das Leben, und um den Menschen kümmert sich niemand als der Mensch. Zappelnde Fliegen sind die Menschenkinder, die vergeblich den Kampf gegen das Unabwendbare kämpfen. Das Schicksal tritt ihnen mit einer gleichgültigen, marmornen Erhabenheit in den Weg und zwingt sie unter seine Gesetze, die sie nicht verstehen. Es trägt die Schuld an allem Elend dieser Erde. Da legen sie die Hände matt in den Schoß und nehmen das Unabwendbare mit Resignation auf sich. Turgenjew ist der Dichter der kleinen und stillen Naturen. Ihr Leben geht nicht über die Höhen, es ist Prosa; aber wie es sich in ihrer Empfindung spiegelt — darin liegt die Poesie; und wie sie ihre Erlebnisse überstehen — darin liegt die Tragik.

Turgenjews ältere Erzählungen sind Figurengeschichten. Eine auffällige Gestalt läuft dem Dichter eines Tages in den Weg. Irgend eine Äußerlichkeit, eine Absonderlichkeit scheidet sie von den alltäglichen Erscheinungen. Der Dichter weidet sich zuerst mit Behagen an dieser Abnormität, die sich ihm bald grotesk gestaltet, und dann findet er für seine merkwürdigen Figuren auch einen merkwürdigen Lebenslauf.

Die Welt seiner Stoffe und Gestalten blieb ihm zunächst das alte Rußland, das die Aufhebung der Leibeigenschaft noch nicht aus dem Schlafe gescheucht hat. Auch als ihn später die Gegenwart mit ihrem reformfrohen Leben umbrauste und seiner Kunst verlockende Probleme zuwarf, kehrte er doch in stiller Stunde noch zu jenen Dämmertagen zurück, in denen seine Jugend dahingegangen war. Mit Liebhabersorgsamkeit kramte er dann in dem reichen Schatz seiner Erinnerungen. Die Melodie des Jägertagebuches weht durch diese Erzählungen, durch „Mumu“ und „Das Gasthaus“, die den fünfziger Jahren angehören, und durch „Ein König Lear der Steppe“ und „Punin und Baburin“, die erst zwanzig Jahre später entstanden.

Man hört wohl wiederholen, daß eine müde Hoffnungslosigkeit den Leser der Turgenjewschen Erzählungen überkommt. So spricht gesteigerte Empfindsamkeit. Zu dem Unbefangenen weht es frisch und herzhaft aus dieser Poesie herüber, unter deren Ernst nicht das Grauen müder Verzweiflung, sondern das Vertrauen zu einer unversiegbaren Volkskraft wohnt.

„Mumu“ hat Turgenjew im Jahre 1852 in der unfreiwilligen Muße seines Polizeiarrestes geschrieben. Thomas Carlyle sagte, er kenne nichts Rührenderes als diese kleine Geschichte. Der Türhüter Gerassim ist ein

armseliger, leibeigener Taubstummer mit einer Hünengestalt und von einem gutmütig ernsten Wesen. Heimtückisch und despotisch nimmt ihm seine Herrin die Geliebte und spricht sie launisch einem verkommenen Trunkenbold als Frau zu. Kein Seufzer kommt von den Lippen des Zertretenen. Der Verlassene findet am Flußufer ein verstoßenes kleines, weißes Hündchen; er rettet es vom Ertrinken, und Mensch und Tier schließen sich einander mit der eifersüchtigsten Zuneigung, mit dem Instinkt der Parias an. Die Herrin beobachtet eines Abends das Hündlein Mumu. Es gefällt ihr. Aber ihr Wohlwollen schlägt in kleinlichen Haß um, als das Tier sich feindlich von ihr wendet. Auf ihr Geheiß wird Mumu mit List geraubt und fortgeschafft. Doch der Hund findet sich am nächsten Tage zu seinem verzweifelten Gerassim zurück, und selig birgt dieser sein wiedergefundenes Kleinod mit aller Heimlichkeit. Nur in der Nacht wagt er sich mit ihm scheu an die Luft. Das Gebell des Tieres wird zum Verräter. „Ach, ach ich sterbe! Wieder dieser Hund!" schreit die Herrin und spricht das Todesurteil über Mumu aus. Ehe Gerassim seinen Freund den erbarmungslosen Menschen preisgibt, will er ihn lieber selbst töten. Er rüstet ihm die letzte Mahlzeit, fährt auf die Moskwa hinaus, blickt zum letzten Male in die treuen, arglosen Augen und läßt ihn dann abgewandten Blickes ertrinken. Kein Ingrimm gegen die Tyrannen flackert in seiner einfachen Seele auf, seine Gefühle haben kein Recht zum Leben. Als Fronbauer arbeitet er im Dienste seiner Peiniger mit unerschütterlichem Pflichteifer weiter, einsam und kraftvoll und groß, — von Frauen aber und Hunden will er nichts mehr wissen.

Auch der Leibeigene Akim in der Erzählung „Das Gasthaus" ist ein Rechtloser, von Despotenspruch ver-

gewaltigt. Es geht ihm gut mit seiner jungen, hübschen Frau in dem Kruge, den er auf seinem Lehensfelde erbaut hat. Da kommt das Unheil über ihn, wie über das Eichhörnchen, das sich gemütlich die Nase putzt, während der Jäger seine Büchse anlegt. Ein Schurke von Kaufmann stiehlt ihm die Liebe seiner Dunjascha, raubt ihm seine Ersparnisse und treibt ihn von Haus und Herd, indem er von der Gutsherrin das Besitzrecht des Gasthauses erkauft. Akim betrinkt sich zwei Tage lang. Dann will er den Krug anstecken. Als ein Zufall das mißlingen läßt, geht es wie eine Erleuchtung durch seine ernüchterte Seele. Er wirft sich vor der göttlichen Fügung nieder. Kein selbstsüchtiger Gedanke keimt mehr; ausgelöscht ist alles Menschliche, nur eine tiefe Leere bleibt. Er weint und betet und verzeiht allen, auch seiner Frau. Dann pilgert er von einer frommen Statt zur anderen. Bisweilen zeigt er sich sogar wieder vor seiner Herrin und bringt ihr ein geweihtes Brot. Dunjascha, die alles Elend heraufbeschwor, verlebt ruhig ihr Alter bei der Herrschaft; und der ungetreue Kaufmann wird reicher alle Tage, sein Getreide wächst am schönsten, seine Hühner sind die besten, sein Vieh wird nicht krank, und seine Pferde werden nicht lahm. Ja, er nimmt den Erfolg mit sich fort, denn nach fünfzehn Jahren, als er den Krug verkauft hat und ein neuer Wirt eingezogen ist, brennt das Haus mit allen seinen Scheunen nieder.

Gewalttätiger als der in sein Leid ergebene Akim setzt sich der „König Lear der Steppe“ den brutalen Faustschlägen des Schicksals entgegen. Im Kreise alter Universitätsfreunde wandelt einst das Gespräch um Shakespeares mächtige Charaktertypen, die so frisch und lebenswarm aus der menschlichen Natur herausgebildet sind. Jeder erinnert sich irgend eines Hamlets, Othellos,

Falstaffs, der ihm im Leben begegnete, — und der eine hat einen König Lear gekannt. Er erzählt nun die Geschichte des adligen Gutsbesitzers Charlow. Das ist eine Riesengestalt mit urweltlicher Körperkraft. Auf kolossalem Rumpfe sitzt ohne jede Spur eines Halses ein wenig schief der ungeheure Kopf. Eine Masse wirrer, gelblich grauer Haare bedeckt ihn bis zu den buschigen Augenbrauen. Aus der bläulichen, gleichsam geschundenen Haut ragt eine mächtige Stumpfnase, blickt ein Paar kleiner Augen mit hochmütigem Ausdruck. Aus den geborstenen Lippen des kleinen Mundes tönt die heisere aber feste Stimme, wie das Klirren von Eisenstangen, die über schlechtes Pflaster gefahren werden, und er spricht stets, als ob er bei scharfem Winde über ein weites Tal hin jemand etwas zuriefe. Seine Hände sind wie Kissen, sein Rücken ist zwei Ellen breit, und seine Schultern ähneln den Mühlsteinen. Und seine Ohren — wie Bretzeln sehen sie aus mit ihren Biegungen und Krümmungen, und die ungeheuren Wangen werden von ihnen förmlich in die Höhe gepreßt.

Aber das Schicksal dieser Gestalt mit ihren grotesken Konturen ist von einer Shakespeareschen Tragik. In dem klobigen Körperbau sitzt das Gemüt eines Kindes, offenherzig und gut. Er hat volles Vertrauen zu seiner leibhaftigen Kraft; er ist ein Selbstherrscher, den seine Absonderlichkeiten von der Menschheit isolieren, und den deshalb gerade Anflüge tiefer, nachdenklicher Schwermut heimsuchen. Zwei Töchter stehen dem Vater seelenlos gegenüber; sie beugen sich sklavisch, so lange er regiert, und lauern mit niedriger Habsucht auf seinen Tod. Der Alte träumt eines Tages von einem schwarzen Fohlen, das gegen ihn die Zähne fletscht. Das ist der Tod. Aber dieser soll ihn nicht unvorbereitet treffen. Charlow bestellt sein

Haus mit ceremoniöser Umständlichkeit; er teilt dann seine Güter und depossediert sich selbst. Da bricht es über ihn herein. Die Töchter treten auf die gefallene Größe; sie nehmen ihm seine Stute, seinen kleinen Kosaken, sein letztes Zimmer; sie jagen ihn von dannen wie einen räudigen Hund. Verwirrten Geistes, verkommen, zerlumpt, zerzaust und regennaß wälzt er sich wie ein vorsündflutliches Mastodon im Straßenschmutz. Als aber ein frecher, vorlauter Bursch ihn höhnt: „Sagen Sie doch, Verehrtester, wo jetzt Ihr ererbtes Dach ist, auf das Sie immer so stolz waren! Ihre Fräulein Töchterchen machen sich unter diesem Dache lustig über Sie!“, da durchzuckt ihn der Rachegedanke. „Ein Dach!“, ruft er, „sie sollen kein Dach mehr haben!“ Und wie eine Erlösung steigt dieser Einfall vor ihm auf und beleuchtet sonnenklar den Weg, den er zu gehen hat. Bis aufs Wort macht er seine Drohung mit kindlicher Logik wahr. Und nun folgt eine Scene, grauenhaft, durch die Nerven schneidend, von unerreichter Größe. Der Alte steht auf dem Dache; mit seiner Bärenkraft reißt er die Sparren, Bretter, Balken los; seine blutenden Fäuste werfen den Schornstein nieder. Eine Wolke von Staub und Schmutz umhüllt ihn, seine Haare wirbelt der Wind empor, durch die Risse seiner Lumpen blickt der rote Körper, und das Brüllen seiner heiseren, wilden Stimme hallt wie das Triumphgeschrei eines Ungetüms. Es ist der Rachegott in der plumpen Unförmlichkeit des Scheusals. Und jetzt wanken die Stützbalken des Giebels unter seinem eisernen Griff, mit Gekrach stürzen sie hinunter, und sein Körper verliert schwankend das Gleichgewicht und taumelt aufschlagend zur Erde und ist tot. „Ihr habt den Alten zur Verzweiflung getrieben,“ sagt den Töchtern ein alter, langbärtiger, grauköpfiger Bauer ins Gesicht, der wie

ein Richter des alten Testaments dasteht, „Ihr habt die Sünde auf der Seele!" Und wie sucht der rächende Gott die Sünde der Kinder heim? Die jüngere Tochter verzichtet auf ihren Vermögensanteil und tritt in eine Sekte der Raskolniks, wo sie bald vermöge ihres stolzen Selbstbewußtseins eine Herrscherrolle spielt. Und die ältere Schwester ... Als nach fünfzehn Jahren der Erzähler sie besucht, genießt sie in der ganzen Gegend den Ruf einer ausgezeichneten Wirtin; in ihrer Nähe atmet alles innere und äußere Zufriedenheit und geistige und körperliche Gesundheit. Der Dichter wirft — und das ist für seine Weltanschauung bezeichnend — die Frage auf: „Hat sie das Glück verdient?" Und er antwortet dann selbst: „Solche Fragen stellt man nur in der Jugend. Alles in in der Welt, das Gute wie das Böse, wird dem Menschen gegeben nicht nach seinem Verdienst, sondern nach einem noch unbekannten, aber logischen Gesetze, auf das näher einzugehen ich nicht wagen kann, obgleich es mir zuweilen scheint, als hätte ich eine dunkle Vorstellung davon."

In der Form einer Erinnerung aus der Kindheit ist die Novelle „Punin und Baburin" geschrieben. Sie ist in der Tat aus bunten Reminiscenzen gewirkt. Die Großmutter — es ist in Wirklichkeit Turgenjews Mutter — verurteilt eines Tages einen armen Burschen, weil er mit einer Miene des Widerwillens die Herrin gegrüßt hat, zur Deportation nach Sibirien. Als der Elende unten im Garten mit stumpfsinnigem Lächeln und trockenen, eingefallenen Augen, barfüßig und barhäuptig zur Abreise bereit steht, erhebt sich die Großmutter seiderauschend vom Divan und tritt ans Fenster und mustert mit ihrem Doppellorgnon den armen Verbannten von oben bis unten. Da hat der Schreiber des Gutes, der

hinter der alten Dame steht, die Kühnheit, eine Fürbitte zu Gunsten des Sträflings auszusprechen. Ein peinliches Schweigen. Die Herrin nimmt die Lorgnette von der Nase und wendet sich zu dem Kecken: „Über meine Untergebenen habe ich allein zu befehlen. Ich bin außerdem nicht gewohnt, daß man mich in meiner Gegenwart kritisiert und sich in meine Angelegenheiten mischt. Gelehrte und plebejische Philanthropen kann ich nicht gebrauchen. Du gefällst mir nicht . . . Du bist entlassen . . . Nikolaus Antonow, rechne mit dem Menschen ab!“

Der Philanthrop ist Baburin, ein schwärmender Republikaner, und sein unzertrennlich sich an ihn klammernder Kamerad ist Punin, Turgenjews erster literarischer Lehrmeister. Zwei Sonderlinge von grotesker Komik und doch ein paar herrliche Idealisten, die sich durch die kleinlichste Misère schleppen müssen. Als der Erzähler die beiden nach sieben Jahren in Moskau wiederfindet, hat Baburin eine Braut. Musa heißt sie. Zuerst fesselt Dankbarkeit das junge Mädchen an den Alten, dann aber läßt sie sich von einem Studenten entführen. Nach abermals zwölf Jahren, als Baburin sie sich wiederum zum Dank verpflichtet hat, heiratet sie ihn; sie ist jetzt gezähmt und lernt ihn schlicht und aufrichtig lieben. Eine eigentümliche Frau. Ihr sanft gerundetes, rosiges Antlitz ist fein und zart. Eine frische, elastische Jugendlichkeit lebt in der zierlichen, schlanken Gestalt. Das blonde Haar ist aufgebauscht, die schwarzen Augen sind klein und tiefliegend, aber sie blitzen verstohlen und funkeln lebhaft und klar. Ihre Stimme ist ein voller Alt, der auf den hellroten, fast kindlichen Lippen seltsam anmutet. Was sie von den russischen Mädchen alten Schlages unterscheidet, das ist ihr Freiheitssinn, ihre Entschlossenheit und ihre Leidenschaft, die sich bis zur Selbstvergessenheit

steigert. So ist sie einst ihrem Verführer in die weite Welt gefolgt; so wird sie die hingebende Genossin der Freiheitsideen, die den alten Baburin durchglühen; so folgt sie ihm ohne Bedenken, als er wegen Teilnahme an einer Verschwörung nach Sibirien wandern muß. Sie ist „ein neuer, ein ganz neuer Typus," ist die russische moderne Frau, die als ebenbürtige Gefährtin die kühnen Hoffnungen und Entwürfe des Mannes teilt. — So bleischwer die Atmosphäre der Knechtschaft auf dieser Erzählung lastet, es blitzt am Schlusse doch die Strahlensonne der Erlösung durch. Baburin und Musa haben sich in Sibirien eine neue Heimat geschaffen, und in der Schule, die sie gründen, um das Feuer der Aufklärung und Bildung zu schüren, finden sie einen Wirkungskreis. So machen sie keinen Gebrauch von der Amnestie, die ihnen das Jahr 1855 beschert. Frühling ist es, als 1861 das Manifest der Aufhebung der Leibeigenschaft zu ihnen dringt. Im Überschwang der Seligkeit, die das glückliche Herz nicht fassen kann, scheidet der Greis aus dem Leben. Musa aber bleibt in dem kleinen sibirischen Städtchen und setzt das Werk des Toten fort, weil es sein letzter Wille war und sie keinen anderen Willen kennt.

VII

Turgenjews Liebesnovellen

Musa gehört einer späteren Schaffensperiode des Dichters an. In seinen jungen Jahren ging seine Kunst scheu an den Frauengestalten vorüber. Er übte die derbe, eindringliche Art des Holzschnitts, die den Männern gerechter wird als den Frauen.

Als er dann aber die Frau in den Mittelpunkt seiner Schilderung zu rücken begann, gab ihm die Änderung der Technik Gelegenheit, die Feinheit und Zartheit seiner Psychologie mit all ihrem Farbenreichtum und ihrer ganzen Linienschönheit zu zeigen. Die Grundzeichnung seiner Liebesnovellen erscheint künstlerischer angelegt und abgerundeter ausgeführt. Trotzdem wird ihm die Komposition nirgends zum Zweck; er zerbricht sie oft gerade, wenn wir uns an ihr freuen, mit launischer Härte. Mit seiner Herzensgüte erwärmt er die Gestalten, daß keine völlig des Odems der Liebenswürdigkeit entbehrt und in jeder ein Stück vom Leben ihres Schöpfers steckt. Sie wollen mit dem Herzen angesehen werden, dann rücken sie uns nahe wie liebe Freunde. Nicht schwarze und weiße Typen sind kontrastierend nebeneinander gestellt, nicht wunderbar prunkende Helden, Märtyrer im Strahlenkranz und schleichende Intriganten, sondern überall nur Menschen.

Eigenartig behandelt Turgenjew in diesen Novellen sowohl wie in seinen sozialen Romanen das Problem der Liebe.

Es ist die Liebe, die dem Menschen das Glück aus der Ferne verlockend zeigt und es ihn nie erringen läßt. Aber wen die Leidenschaft greift, den packt sie wie der Geier das Küchlein. Glücklich derjenige, der dann nicht mit leichter Hand die Sitte zerbricht, sondern still in den Hafen der Entsagung steuert. Die Liebe erhebt den Menschen nicht, sie wird zum tödlichen Gift, gegen das wir widerstandslos sind. Es ist ein Kampf, der den einen zum Sklaven des andern macht und alle Lebensenergie erschlaffen läßt. Dieser Standpunkt verleitet den Dichter, mehr Heldinnen als Helden zu wählen und in der Schilderung der komplizierten Frauenschönheit und ihres bewegten Temperaments alle Kraft seiner Künstlerschaft aufzubieten. Er liebt nicht die Frauen, die im Mondduft schwärmen, sondern die Geschöpfe, in denen das Vollblut kreist, die mit klugem Blick und gesundem Verstand und festem Wollen den Mann aus seiner Bahn ziehen. Die Männer sind von slavischer, weicher, fließender Charakterstimmung, schwache Naturen, durch tausend unsichere Bedenken in ihrem Tun gehemmt und nicht fähig, das Glück der Stunde zu ergreifen.

Daß seine Erinnerung in den Liebesnovellen die Quelle der poetischen Gestaltung ist, beweist die Bevorzugung der Ich-Erzählung, die die Fabel in die Form eines persönlichen Erlebnisses der Jugendzeit kleidet.

Unter den bedeutenderen Erzählungen, die sich über dem Thema der Liebe aufbauen, reicht „Das Tagebuch eines Überflüssigen" am weitesten in der Entstehungszeit zurück (1850).

Der Frühling kommt wieder, süß und schmerzhaft

für den Armen, der weiß, daß sein krankes Leben nur noch nach Tagen zählt. Der sterbende Grübler Tschulkaturin zergliedert seinen Charakter in einer Beichte vor seinem Tagebuch. In seinem ganzen jungen Leben ist überall sein Platz schon besetzt gewesen; er war stets das fünfte Postpferd, das unglücklich nebenher trabt und an der Deichsel sich Schenkel und Schweif zerreibt, — ein Überflüssiger! Ein einziges Mal hat er sich verliebt. Das war ein harmloses, frisches, jugendliches Ding, diese Elisabeth Kirillowna in dem armseligen, kleinen Philisternest. Der Überflüssige empfand damals den Zauber eines angenehmen Verkehrs mit lieben Menschen; da blühte seine Seele auf, und in das dunkle Stübchen seines einsamen Herzens strahlte verklärendes Licht. Als er an Gegenliebe zu glauben begann, trat ein glänzender Kavalier, der Fürst N., in seine Kreise, und diesem heiteren, liebenswürdigen, siegenden Menschen flog auch das Herz des Mädchens zu. Es bäumte sich das quälende Gefühl seiner Nichtigkeit in Tschulkaturin zu ohnmächtiger Wut; der bis zur kindischen Verrücktheit eifersüchtige Othello forderte mit heroischem Anflug den Fürsten. Im Rencontre wurde der Fürst durch Zufall unbedeutend verletzt, doch er begrub in tadelloser Ritterlichkeit den kleinen Gegner mit seiner Großmut wie unter einem Sargdeckel. Beschämt mußte der Überflüssige empfinden, wie gerade seine Provokation das Mädchen in die Arme des Gegners warf. Er ist sein Leben lang der Überflüssige geblieben, und erst der Tod entbindet den Bedauernswerten von der traurigen Rolle.

Das Lebenslos der Überflüssigkeit ist auch dem Mädchen zugefallen, das die Heldin der Novelle „Eine Unglückliche“ ist. Susanna Iwanowna, die uneheliche Tochter eines russischen Edelmannes und einer Jüdin,

verkümmert nach dem Tode der Mutter unbeschützt in dem Hause eines brutalen Stiefvaters. Einmal lacht in ihr sonnenarmes Leben die Liebe hinein, aber der plötzliche Tod des Geliebten macht das Dunkel dunkler denn zuvor. Noch einmal schenkt ihr das Geschick einen Freund, den sie lieben lernt, und an den sie sich klammert wie eine Versinkende. Doch der Unwürdige verläßt sie in einer Stunde feigen Bedenkens, und da geht sie in den Tod, nicht im versöhnenden Frieden, sondern mit dem Schrei der Verzweiflung über die herzlose Gewalt, die den Unschuldigen zerschellen läßt.

Wie hat der Dichter die Gestalt der Unglücklichen durch den Gegensatz zu ihrer Umgebung herausgearbeitet! Eine weiße Taube im Schwarm schwarzer Raben. Ihr schönes, allerdings schon dem Verblühen nahes Gesicht zeigt aristokratischen Stolz und eine gramvolle Unruhe. Dicht, schwarz und glanzlos ist das Haar, schwarz und glanzlos sind auch die eingefallenen, aber schönen Augen; die Stirn ist niedrig und gewölbt, die Nase gebogen; die Haut hat eine weiche, grünliche Blässe, der feine Mund einen schwermütigen, tragischen Zug; alle ihre Bewegungen zeigen eine gewisse Hast und etwas Linkisches, doch zugleich Schönheit und Anmut, und ein gelinder Strom physischer Kälte geht von ihr wie von einer marmornen Bildsäule aus. Eine Kämpfernatur ist sie, nicht zum Dulden geschaffen. Fordert sie ihren Stiefvater heraus, so macht die Kühnheit sie schön, und ihre Augen strahlen den erbarmungslosen Glanz des Stahls. Doch die Stärke, die aus dem Streit selbst verjüngende Kraft schöpft, die fehlt ihr. Wozu der Kampf, wenn kein Ziel winkt, und wozu der Kampf gegen Feinde, vor denen sie Ekel und Verachtung empfindet! Da läßt sie den Kampfplatz dem Stiefvater, dem durchtriebenen, widerlichen, stämmigen,

aufdringlichen Plebejer Ratsch mit seinem lauten Lachen, seinen milchweißen Augen, seinem hochroten Gesicht und seinem Wulst gesprenkelter Haare. Der Gegensatz der Figuren markiert sich selbst in der Musik, — wenn Susanna auf den edlen, leidenschaftlichen Tönen Beethovenscher Sonaten ihre Seele schwingen läßt, und wenn Ratsch im Duett mit einer wimmernden Zither aus seinem Fagott die gequetschten, heiseren Töne hervorwürgt. Das Gefühl des Widerlichen steigert der Dichter unbarmherzig bis zur Höhe, wenn er mit dem grotesken Leichenzug, mit der geschäftsmäßigen und heuchlerischen Totenfeier inmitten des bittersten Winterwetters und mit dem wüstesten aller Gedächtnismähler die Novelle verklingen läßt. Die Menschen, die die Tote mit Champagner feiern, haben die Unglückliche mit ihren breiten, rohen Füßen zertreten.

„Das Leben ist kein Scherz und Spiel und kein Genuß, sein geheimer Sinn ist Entsagung, immer und ewig Entsagung“ — so résumiert seine Lebenserfahrung der Schreiber jener neun Briefe, in denen die Novelle „Faust“ erzählt ist (1855). Es ist Paul Alexandrowitsch. Nach langer Abwesenheit kehrt er auf sein Gut zurück und verliert sich in die Einsamkeit des einschläfernden ländlichen Lebens. Einst hat er einmal ein Mädchen zu lieben geglaubt, da er jung war; die Mutter hatte ihn abgewiesen, und er hatte den Traum vergessen. Nun trifft er nach zwölf Jahren die Wera Nicolajewna als Frau seines Freundes und Nachbarn Prijimkow wieder, eines liebenswerten aber durchaus nüchternen Menschen. Wera hat eine ganz eigene Erziehung genossen. Ihre Mutter hatte alles vermieden, was des Kindes Phantasie hätte anregen können, als schlafe in dem Romantischen eine geheime Macht. Nie hatte sie dem Mädchen einen Roman oder ein Gedicht in die Hand gegeben. Diese Hüterin

ist nun zwar tot, aber ihr Bild hängt über dem Diwan, und die Tote hat noch Gewalt über ihre Tochter. „Du bist wie Eis“, — hatte sie einst gesagt — „aber wenn du auftaust, so bleibt auch keine Spur.“ Wera hat sich eine klare, ruhige, offene, unverdorbene Natur gewahrt. Als Paul bei einem seiner Besuche eine alte Faustausgabe mitbringt, schlägt die erste Welle von Poesie und Romantik an ihr Herz. Sie rührt sich nicht. Ihre Augen haften an dem Vorleser; mit gefalteten Händen sitzt sie, unbeweglich. Dann geht sie auf ihr Zimmer und weint. „In diesem Buche sind Sachen,“ sagt sie am nächsten Morgen zu Paul, „von denen ich nicht loskommen kann; es ist, als ob sie mir den Kopf versengen.“ Die Dichtkunst hat mit einem Zauberwort ihr verschlossenes Wesen gesprengt und eine Fülle ungeahnter weiblicher Reize in ihr enthüllt. Das ist die Stunde, die die Mutter gefürchtet, die Stunde, da das Eis schmilzt. Als Paul ihr die Scene zwischen Faust und Gretchen liest, steigt es glühend in ihr auf: „Was haben Sie aus mir gemacht! Ich liebe Sie; das ist es, was Sie aus mir gemacht haben!“ Am Abend im stillen Gartenhäuschen wirft sie sich mit der Seligkeit der Selbstvergessenheit in seine Arme — nur einen Moment, dann reißt sie sich voll Entsetzens los. Sie sieht eine Vision — ihre Mutter. „Leben Sie wohl!“ ruft sie, von dannen stürmend, „kommen Sie morgen Abend zu dem Gartenpförtchen am See!“ Er wartet am nächsten Abend vergebens bis zur Mitternacht. Als er sich dann schlaflos auf seinem Lager wälzt, ist's ihm, als ob eine hilfeflehende Stimme seinen Namen ruft; wie ein Klageschrei kommt es aus weiter Ferne und schmiegt sich an die schwarzen Fensterscheiben wie der Klang eines zerbrochenen Gefäßes. Am Morgen erfährt Paul, daß Wera schwer erkrankt ist. Scheu war sie abends aus dem

Garten geflüchtet; sie hatte ihre Mutter gesehen, die mit ausgebreiteten Armen auf sie zugekommen war. Und diese Mutter, sorgsam und schirmend nimmt sie das Kind zu sich ins Grab, das beim ersten unvorsichtigen Schritt auf Erden straucheln wollte.

Und die Melodie von Liebe und Entsagung klingt weiter durch alles, was der Dichter singt. Die Ich-Novelle „Assja" (1857) führt in eine kleine deutsche Stadt am Rhein, deren romantischer Zauber den Dichter umfängt. Der Erzähler trifft hier die Geschwister Gagin und Assja. Das Mädchen ist einem Liebesverhältnis des Vaters entsprossen, und das Gefühl dieser absonderlichen Abstammung macht sie empfindlich, eigensinnig und mißtrauisch. Ein ungebändigtes und ungeberdiges Geschöpf, aber das Wesen ist rein, der Verstand tapfer und klar. Ein eigener, pikanter Zug liegt auf dem runden, leicht gebräunten Gesicht, die Nase ist klein und zierlich geformt, die Wangen sind voll wie die eines Kindes, und dunkle Augen schauen unter dichten, schwarzen Locken groß und klar hervor. In graziösen Bewegungen zeigt sich der zart gebaute Körper. Bisher ist ihr Bruder der einzige Mensch gewesen, der sie lenken konnte, nun faßt sie zu dem Landsmann Vertrauen, und sie erschließt sich ihm mit einfachem, natürlichem Impuls. Und ein Schimmer frauenhaften Ernstes, den ihr die Liebe gibt, macht ihre Anmut reizender. Eine heiße Begierde nach Glück steigt dem Manne auf; aber er kann nur schwärmen, ihm fehlt die Muskelkraft, die über kleinliche, philisterhafte Bedenken hinweg das Ziel packt. Als das Mädchen sich in hilfloser Zutraulichkeit an seine Brust legt, stößt er es täppisch von sich. Der nächste Augenblick bringt ihm zu spät das Bewußtsein seiner Schwächlichkeit und seiner Torheit, die das Glück dahingab. Selbstquälerei und die Empfin-

dung zärtlichster Liebe rufen die Verlorene nicht zurück. Nur die Reue sitzt am Herde des Einsamen.

Den Dämon, der dort den Mann um sein Glück betrog, gebar die eigene Brust. Im „adligen Nest“ (1858) bricht des Mannes fester Wille an der Klippe, die ihm das Geschick in den Weg wirft. Einsamkeit ist auch hier das Los des Gescheiterten. Dort ein Held voll ängstlicher Rücksichtnahme, hier voll strenger Gewissenhaftigkeit.

In seinem adligen Nest sitzt Fedor Iwanowitsch Lawretzky. Seinen Erziehungsroman entwickelt der Dichter mit behaglicher Ausführlichkeit. Drei alte Jungfrauen haben das Kind behütet und gelangweilt, dann suchte der Vater, der selbst im Geiste Diderots und Voltaires aufgewachsen war, den Knaben zu einem Spartaner abzuhärten. Als Student lernte Lawretzky die verführerische Warwara Pawlowna in Moskau kennen; er machte sie zu seiner Frau und brachte sie in sein altes Nest. Aber das Leben auf dem Lande wurde der verwöhnten jungen Frau langweilig, und so wirbelte sie bald in Petersburg und Paris im aufgeregten Strudel der Genüsse. Als ein Billet dem Manne ihre Untreue verriet, tötete er weder sie noch den Liebhaber. Sie schieden von einander. La belle madame de Lawretzky gehörte bald in Baden-Baden zu den vielbesprochenen Persönlichkeiten, und der Mann, der seine besten Jahre einer Unwürdigen geopfert hatte, lebte freudlos seinen Studien in Italien. Dann kehrte er in die Heimat zurück.

Auf der väterlichen Scholle wächst nun dem Vereinsamten junges Selbstvertrauen und frische Lebenshoffnung. Leise erwacht eine neue Liebe. „Noch wollen wir leben,“ ruft er vom Zauber der Sommernacht und vom Hauche der schmeichlerischen Luft umfangen, „noch bin ich nicht gescheitert!“ Am nächsten Morgen liest er in der Zeitung

die Nachricht vom Tode seiner Frau. Und da, im Jubel der Erlösung gewinnt er sich das Herz der Lisa Michailowna. Auch ihre Erziehung verfolgt der Dichter. Die Kindheit hat ihr einen pietistischen Fond gegeben, der den Schlüssel zu dem eigenartigen Frauencharakter bildet. Ihre Bewegungen sind von unbewußter Grazie, in die sich etwas Verlegenheit mischt. Die geringste Freude lockt ein entzückendes Lächeln auf ihre Züge; stets ist sie darauf bedacht, niemandem wehe zu tun und alle mit gleicher Liebe zu umfassen.

Am Tage nach seiner Verlobung erscheint Lawretzkys totgesagte Frau. Lisa empfindet den natürlichen Abscheu vor der Kokette, doch sie fühlt, daß ihre eigene unschuldige Liebe zu Lawretzky nicht die Billigung des Himmels fand, und sie entsagt ohne Klage ihrem Glück. „Das Glück ist nun einmal nicht für mich . . . es ist nicht von uns abhängig, es kommt von Gott.“ Sie meidet die Welt und findet in einem entlegenen Kloster Zuflucht, wo sie für den Geliebten betet.

Lawretzky hat sich auf Lisas Verlangen mit seiner Frau ausgesöhnt. Sie taucht bald in ihr Vagabundenleben zurück. Er aber bleibt ewig an sie geschmiedet. Der Konflikt ist hoffnungslos. Dem Einsamen erfüllt jenes Gefühl die Seele, dem nichts weder in der Freude noch im Leid gleichkommt, das Gefühl tiefer Trauer um die entschwundene Jugend und ein einst besessenes Glück. Er streift den Egoismus ab in tüchtiger Landwirtsarbeit und in der Fürsorge für seine Bauern. „Bis ins hohe Alter sich ein jugendliches Herz zu bewahren ist schwer und beinahe auch lächerlich. Glücklich zu preisen ist schon derjenige, der den Glauben an das Gute, die Willensstärke und die Lust zur Arbeit sich bewahrt hat.“

Die Novelle streift auch an das soziale und politische

Gebiet in den Debatten Lawretzkys mit dem kalten, schlauen Panschin. Der Mann, dem das Ausland den Blick für die Leiden der Heimat geschärft hatte, fühlt ein herbes Unbehagen inmitten der unfertigen, unerquicklichen Zustände der russischen Gesellschaft, unter denen zu leben er gezwungen ist. Aber ein Hoffnungsschimmer färbt doch den Ausgang der Erzählung: „Freue dich, junge Generation, du hast es leichter, als wir es gehabt haben!"

Ein Hauch von Wehmut und stiller Klage um entschwundenes Jugendglück dämpft in der Novelle „Erste Liebe" (1860) die Worte des Erzählers. Er hat sich mit knabenhafter Überschwänglichkeit in Sinaide, die Tochter einer verarmten, verkommenen Fürstin, verliebt. Ein farbenfroher Reiz umspielt das junge, hohe, kraftvolle, schlanke Mädchen mit dem leichtgelösten langen, blonden Haar, mit den halbgeschlossenen, großen grauen Augen, mit den geöffneten, glühenden Lippen. Wie der Sonnenschein ist sie frohsinnig und lieblich, und wie die Prinzessin des Märchens wieder kalt und gebieterisch und launenhaft. Eine bezaubernde Mischung widersprechender Eigenschaften und wechselnder Gefühle jagt schnell und leicht wie die Wolkenschatten über ihre Züge dahin. „Ich bedarf eines Mannes, der mich bändigt," sagte sie, „aber einen solchen werde ich nie finden." Sie findet doch diese Herrennatur, und da beginnen die Leiden des Knaben.

Einst beim Spiele schaut sie zu den roten Abendwolken auf; sie denkt an die purpurnen Segel, mit denen Kleopatra dem Antonius entgegenfuhr. „Wie alt war damals Antonius?" fragt sie. Und man erwidert: „Er war bereits mehr als vierzig Jahre alt." Als der Knabe tags darauf Sinaide mit seinem eigenen Vater ausreiten sieht, weiß er, wer der Antonius ist, an den sie dachte. Sinaide liebt den Vater und spielt mit dem Knaben. Unendliche

Traurigkeit füllt das Herz des kleinen Pagen, wenn sie ihn zärtlich liebkost. Und er läßt sich von seinem eigenen Feuer verbrennen, — es ist so süß.

Der eigene Vater, der Nebenbuhler, ist des Knaben Ideal, — eine vornehme Mannesschönheit, selbstbewußt und kühl. Sie reiten eines Tages zusammen. In einer kleinen Gasse läßt er den Sohn mit den Pferden warten und entfernt sich. Dann sieht der Knabe, wie der Vater vor dem offenen Fenster eines Häuschens steht im erregten Zwiegespräch mit Sinaide. Und er sieht, wie jener, von leidenschaftlicher Ungeduld hingerissen, seine Reitgerte mit einem Male im scharfen Schlage auf den entblößten Arm des Mädchens fallen läßt, — wie sie das Brandmal an ihre Lippen führt — und wie er dann die Stufen hinanstürmt in die Arme, die ihn empfangen und ihm nichts versagen. „Das ist Liebe," denkt das Knabenherz, „das ist Leidenschaft! Wie ist es möglich, sich nicht zu empören, wenn wir von irgend einer Hand — und wäre es des geliebtesten Wesens — einen Schlag erhalten! Und dennoch ist dies offenbar möglich, wenn man liebt!" Ja, die Liebe kennt keinen Widerstand, sie will Gläubige, die keine anderen Götter haben neben ihr.

Turgenjew hat von all seinen Dichtungen diese am meisten geliebt. Sie war ein Stück seines Lebens. Und immer weht auch von neuem der frische Duft des reizvollen Mädchens den Leser an, und ihn bestrickt der Märchenglanz, den ein Meister um die Wonnen und Leiden des verliebten kleinen Pagen wob.

Wie „Erste Liebe" ist auch die Novelle „Frühlingswogen" (1872) aus Wahrheit und Dichtung gewirkt, ein Klang aus längst verklungenen Tagen, den der Erzählende heraufbeschwört. Wie „Assja" spielt sie auf deutschem Boden.

Im Jahre 1840 hält auf seiner Heimreise in das Vaterland ein junger Russe, Sanin, in Frankfurt am Main Rast. Der Zufall führt ihn in eine kleine italienische Konditorei, und hier gestaltet sich nun in dem Wohnstübchen der Familie Roselli der allerliebste kleine Roman mit einer traumhaft zarten Melodie. Ein warmer Dämmerschein umfließt die Figuren so weich und lind und rückt sie alle in die heitere, milde Goldglanzstimmung des Feiertages. Wie liebenswürdig und glücklich diese kleinen Leute sind, die um die Wachslichter und um die große Chokoladenkanne sitzen mitsamt dem Kater und dem Pudel Tartaglia! Die gute, müde, friedliche Frau Roselli und der drollige, groteske Pantaleone, ein renommistischer, harmloser, verkümmerter, altmodischer Heldentenor mit zerbrochener Stimme und theatralischer Ritterlichkeit, und der enthusiasmierte, idealistische, junge Jüngling Emil. Und dann die schlanke Gemma. Sanin, den noch italienische Erinnerungen umflattern, vergleicht ihr schillerndes Haar mit dem von Alloris Judith im Palazzo Pitti. Die Nase ist gebogen, das Gesicht schimmert wie milchfarbiger Bernstein; und ihre dunkelgrauen, vom schwarzen Rande umsäumten Augensterne sind leuchtend heiter wie der Tag oder verschleiert von den langen Wimpern wie die Nacht; immer triumphieren sie, ob ein stilles Lachen aus ihnen strahlt, oder ob Schrecken und Schmerz auf ihrem Grunde ruhen. Gemmas Charakter ist von südlicher Lebendigkeit und neckischem Humor; sie gibt sich einfach und natürlich mit dem gesunden Takt einer unverdorbenen und unbeengten Seele.

Zwischen Sanin und Gemma geht die Liebe hin und her. Leise bewegen sich ihre Herzen, wie die Schwingen des Schmetterlings, der an der betauten Blume hängt und sich im Sonnenscheine badet. Die Sorglosigkeit der

Jugend spinnt ihre Träume voll buntester Romantik. Wie kostbare, reine Freuden birgt der einförmige, glatte Strom des Lebens, und welche Seligkeit, sich ihrem Genusse hinzugeben mit ganzer Seele, ohne etwas Bestimmtes von dem Heute zu erwarten, ohne an das Morgen zu denken, ohne sich an das Gestern zu erinnern! Es ist Sanin, „als ob ein Schleier, ein feiner, dünner Schleier vor seinem geistigen Auge schwebte, und hinter diesem Schleier fühlte, — ja, fühlte er die Gegenwart eines jungen, unbeweglichen Gesichtes mit freundlichem Lächeln auf den Lippen und streng, scheinbar streng gesenkten Augenlidern. Dieses Gesicht war nicht Gemmas Gesicht, sondern das des Glücks selbst." „Die erste Liebe gleicht einer Revolution: das einförmig regelmäßige Leben ist in einem Augenblicke zerrissen und zerstört; die Jugend steigt auf die Barrikade; hoch weht ihr leuchtendes Banner, und was die Zukunft auch bringen mag — ob Tod, ob neues Leben — alles begrüßt sie mit einem begeisterten Willkommen."

Die Mauern, die das stille Glück im Winkel bergen, stürzen zusammen. Sanin ist ein Mensch, kühn und freimütig, von frischem, gesundem Wesen, aber auch mit jener unseligen, entnervenden Weichheit angetan, die sich nicht gegen das Schicksal stemmt. Er lernt die Frau seines Studienfreundes, Maria Nicolajewna, in Wiesbaden gelegentlich einer geschäftlichen Reise kennen. Eine russische Aristokratin von Plebejergeblüt. Ihr kraftvoller Wuchs, ihre geschmeidige, sinnliche Schönheit mit den kecken Augen, den schlangenartigen Haarflechten, den Grübchen auf den Wangen berücken ihn, sie saugt ihm die Vernunft aus, und sie unterwirft ihn mit ihrer brennenden, ermattenden, verführerischen Macht.

Es ist eine Scene voll glühender Pracht, da Sanin mit der schönen Verführerin im wilden Ritt durch den

rauschenden Bergwald galoppiert, eine drückende Schwüle das Blut zu klopfender Leidenschaft hetzt und zu verzehrendem Verlangen peitscht, — und wie dann der Donner über die Wipfel braust und die Zauberin im verschwiegenen Dickicht den Willenlosen zum Sklaven macht.

Schwache Naturen machen nie einer Sache ein Ende, sie warten, daß das Ende von selbst komme. Sanin führt in Paris das Leben eines Gefesselten mit allen Demütigungen und Qualen, bis Maria Nicolajewna ihn wegwirft wie ein abgetragenes Kleid. Als er zum Bewußtsein kommt, bleibt nur die Reue; sie verläßt ihn nicht mehr. „Und dann die Rückkehr ins Vaterland, das einsame, vergiftete Leben, die nichtssagende Tätigkeit, die kleinlichen Sorgen, ein bitteres, unfruchtbares Vergessen, eine unbestimmte, aber ununterbrochene, ewige Strafe, — eine Strafe, vergleichbar einer unbedeutenden, aber unheilbaren Krankheit, einer Schuld, die Pfennig für Pfennig bezahlt wird, deren Größe aber nicht zu berechnen ist . . .“

Turgenjew hat nichts geschaffen, was sich an poetischem Hauch dieser Erzählung gleichstellen könnte. Es ist überflüssig zu zergliedern, mit welchen Mitteln er das erreichte, ob durch die feine, scharfe Kontrastierung der Scenen und Personen, durch die dramatische Spannung, durch die innige Schilderung des Milieus und der Landschaft, oder endlich durch die eindringende Beobachtung des Seelenlebens und die liebenswürdige Auffassung der Charaktere. Genug, es fing ein begnadetes Sonntagskind einen Sonnenstrahl und schuf daraus ein Stück warmherziger Poesie.

VIII

Turgenjews Erzählungen aus dem jungen Rußland

Wenn der Kritiker Belinsky in seinen literarischen Jahresüberblicken die Werke der modernen russischen Dichtkunst an seinem Auge vorüberziehen ließ, dann suchte er immer ihre engen Beziehungen zu dem Zeitmoment, zu dem nationalen Wollen und Werden hervorzuheben. Wer seitdem die russische Literatur lediglich nach ihrem ästhetischen Wert würdigen will, kann ihrer vollen Bedeutung nicht gerecht werden. Die Ideen und Forderungen, die den geistigen Inhalt der russischen Gesellschaft im Zeitalter der Reformen ausmachen, geben auch zu Turgenjews bedeutendsten Werken den Hintergrund. Seine sozialen Romane sind Dokumente russischer Kultur; sie zeichnen die Symptome und Stadien der Krankheitsgeschichte des Volkes in der Zeit, da es sich zur Genesung durchringt. Scharfsichtiger und feinfühliger hat niemand den Moment zu erfassen vermocht.

Den Dichtern, die in weltschmerzlicher Klage, in bitterer Satire und in wildem Haß ihre Unzufriedenheit mit dem Geschick des Vaterlandes erschöpft hatten, stand das Ziel ihrer Angriffe noch nebelfern. Erst die neue Generation begann, die Kräfte des Feindes und die eigene

Kraft abzumessen. Dem Zusammenprall der Massen geht der Aufklärungsdienst voran.

Wann wird der Retter kommen seinem Volke? Die Frage lastete uns Turgenjews „Tagebuch eines Jägers" auf. Und mit dem Zweifel: Bist du es, oder sollen wir eines anderen warten? wenden wir uns den Helden seiner kulturgeschichtlichen Erzählungen zu. Ihre Reihe beginnt mit „Rudin" (1855).

In die Welt einer ländlichen Abgeschiedenheit, in den Kreis einfacher, tüchtiger Menschen, die auf dem Gute der Frau Darja Michailowna Lassunsky leben, tritt plötzlich Dimitri Nicolaitsch Rudin. Er ist ein Mann von 35 Jahren, mit unregelmäßigen, aber ausdrucksvollen, intelligenten Zügen; in seinen dunkelblauen, lebhaften Augen schimmert ein feuchter Glanz. Sofort mit seinem Erscheinen entspinnt sich eine echt russische Gesprächigkeit über soziale Theorieen, Hypothesen, Systeme. Der Neuling offenbart sich als ein belesener, geistreicher, formgewandter Sprecher, der mit seinem feurigen Schwunge, seinen kühnen Gleichnissen und mit seiner klangvollen Stimme — kurz, mit der Musik der Beredsamkeit die Zuhörer alle dahinreißt. Darjas Tochter Natalie ist sogleich von diesem Zauber gefangen. Sie ist jung und mit ihren siebzehn Jahren noch nicht völlig entwickelt, doch sind ihre Züge markiert, regelmäßig und edel. Sie ist schweigsam, aber unter dieser schwermütigen Stille schläft eine starke und tiefe Leidenschaft. Rudin wird ihr Held, dieser Romantiker, den sie im Glorienschein sieht, wie er einem großen Volke seine großen Gaben austeilt. Er liest ihr Goethes Faust vor und redet zu ihr vom Tragischen in der Kunst und im Leben. Und sie öffnet ihm ihr Herz und gibt es ganz in seine Hand. Aber Rudin ist ein Poseur, ein Feigling. Die Zuneigung Nataliens schmeichelt ihm, doch

als er handeln soll, als er das tapfere, goldene Mädchen an sich reißen, zu seinem teuern Besitz machen und verteidigen soll, bringt er es nur zu phrasenhaften Lamentationen über sein verwünschtes Geschick. Statt entschlossener Kraft eine armselige Resignation. Da wendet sich die Willenskräftige von dem Schwachmütigen, und der Theaterheld, der so oft von Aufopferung und Hingabe deklamiert hat, sinkt gar jämmerlich vor ihr zusammen. Natalie schließt das romantische Kapitel ihres jungen Lebens ruhig und sicher ab, und der Name Rudins tritt nicht wieder auf ihre Lippen. Von allen Personen ist der Gutsbesitzer Leschnew der einzige, der Rudins Wesen klar bestimmt; er kennt ihn von der Moskauer Universität her. Rudin liebt es, auf Kosten anderer zu leben, er ist kalt wie Eis, und seine Ehrlichkeit und Offenheit sind nicht über allen Zweifel erhaben. Aber er ist doch auch wieder kein Betrüger und Schelm. Und wenn er selbst auch aus Mangel an Energie nichts Großes vollbringen kann, — seine Worte können doch eine Aussaat sein, die in vielen jungen Seelen schöne und edle Gedanken aufgehen läßt. „Wenn der geistige Gehalt dessen, was man der Jugend vorträgt, nur schön und wertvoll ist, so kümmert sie sich blutwenig um den Ton; in sich selbst wird sie immer schon den richtigen Ton finden." Rudin ist Kosmopolit, und sein Unglück ist es, daß er Rußland nicht kennt. „Ja, die Natur hat mir viel gegeben", — schreibt er in seinem Abschiedsbrief an Natalie — „aber ich werde sterben, ohne etwas getan zu haben, was meiner Fähigkeit würdig wäre. . . . Das Ende wird sein, daß ich mich hinopfern werde für irgend eine Torheit, für irgend ein Nichts, an das ich selbst nicht einmal glaube." So zieht er ruhelos wie Ahasver durchs Land, ein Samenstreuer, aber kein Erntender; er beginnt tausenderlei und bringt nichts zu Ende.

Das ermattet Körper und Geist und läßt das Haar früh ergrauen. Am 24. Juni 1848 wird er auf den Barrikaden vor Paris erschossen. Zur Gestalt dieses Helden hat Turgenjews früherer Freund, der Agitator Michael Bakunin, dem Dichter gesessen, und alle Hoffnungen des jungen Rußlands, alle ringenden Ideen und Aufgaben einer erwartenden Zeit leben und weben in der Atmosphäre dieser Geschichte.

Als Sewastopol gefallen und der Friede von Alexander II. unterzeichnet war, begann für Rußland die Wiedergeburt. Es war eine Epoche, die an die Zeit der preußischen Reformen nach dem unglücklichen Tage von Jena und Auerstädt denken läßt. Die furchtbaren Schläge, die im Krimkriege herabgesaust waren, schrieben Herrscher und Volk einmütig den Mißbräuchen der Verwaltung zu. Das konservative Rußland Nikolaus' I. war tot, jedermann fühlte freisinnig. Ein Sturm jugendlichen Dranges brauste daher, die Zungen, die früher die Zensur zum Schweigen verdammt hatte, redeten eine unerhört kühne Sprache, tausend ungezügelte Wünsche strebten nach Gestaltung. „Wir haben es dem Kriege zu verdanken," — hieß es in einer Zeitschrift — „daß er uns die Augen über die Schattenseiten unserer staatlichen und geselligen Zustände geöffnet hat, und es ist unsere Pflicht, aus dieser Lehre Nutzen zu ziehen . . . Wir haben im Namen der höchsten Wahrheit gegen die Selbstsucht und die armseligen Ansprüche des Augenblicks zu kämpfen; wir müssen unsere Kinder vom zartesten Alter an daran gewöhnen, an diesem Kampfe teilzunehmen, der jeden ehrlichen Menschen erwartet." Rücksichtslos ward aller Romantismus abgetan, und wo ein paar Russen zusammenstanden, lenkte das Gespräch auf Erziehung, Selbstverwaltung, gewerbliche Association, auf Handels-

politik, auf Eisenbahn- und Bankwesen ein. Fleißige Hände kehrten den alten Schutt zusammen und rissen nieder, was morsch und schwammig war, um dem Neubau des Staates Platz zu schaffen. In London erschien 1857 Herzens Wochenblatt „Die Glocke" (Kolokol) und wirkte mit scharfem Stachel auf die öffentliche Meinung in Rußland ein. Die verbotene Zeitschrift war in aller Händen und erregte mit ihrer rückhaltslos freien Sprache die Nation, die zur Mitarbeit berufen war. Das Land war in der Stimmung des heiligen Abends, und die Herzen klopften dem beglückenden Morgen entgegen.

Diesen Moment packt Turgenjews Novelle „Am Vorabend". (1859. Auch unter dem Titel „Helene".)

Zwei junge Russen, Freunde miteinander, der jugendlich sorglose, geniale Bildhauer Schubin und der ungelenke, pedantische, ehrliche Philosoph Berssenjew, lieben beide dasselbe junge Mädchen. Die ganze Dichterkraft ist auf die Modellierung dieser Helene konzentriert. „Sie war vor kurzem 20 Jahre alt geworden. Sie war von hohem Wuchs, hatte ein bleiches, brünettes Gesicht, unter runden Augenbrauen große, graue Augen, um die feine Sommersprossen lagen, Stirn und Nase in ganz gerader Linie, einen festgeschlossenen Mund und ein ziemlich hervortretendes Kinn. Dunkelbraune Haarflechten fielen über den schlanken Hals tief in den Nacken hinab. In ihrem ganzen Wesen, im gespannten und etwas scheuen Ausdruck des Gesichts, im klaren, doch wechselnden Blick, in dem gleichsam gezwungenen Lächeln, in der sanften und ungleichen Stimme lag etwas Nervöses, Elektrisches, etwas Heftiges und Hastiges, mit einem Worte etwas, was nicht jedermann ansprechen, ja manchen sogar abstoßen konnte." Das Leben gibt sich diesem Mädchen nicht leicht und gräbt alle Eindrücke scharf in ihre Seele, und

ihre Anforderungen an die Menschen selbst sind stets auf das Höchste gerichtet. Schwäche empört sie, Dummheit ärgert sie, Lüge verzeiht sie in alle Ewigkeit nicht. Von Kindheit an ist sie bedacht, sich nutzbringend zu beschäftigen, und ihre Tätigkeit widmet sie den Armen und Kranken, selbst den leidenden Tieren. Die wohlhabenden, aber geistig schwerfälligen Eltern schränken ihre Neigungen nicht ein; sie ist unabhängig und sucht sich doch frei zu machen und quält sich müde. Der ernste Berssenjew, an den sie sich lehnt, erzählt ihr einst von seinem Studienfreunde, einem Bulgaren, dessen ganzes Sinnen auf die Befreiung seines Vaterlandes gerichtet sei. „Sein Vaterland befreien", — sagte Helene — „diese Worte auszusprechen ist schon gewaltig, so groß sind sie!"

Dieser Freiheitsheld ist Inssarow. Seine Vergangenheit ist geheimnisvoll und romanhaft; sein fünfundzwanzigjähriges junges Leben ging schon durch Not und Tod hindurch. Er ist hager und sehnig, mit eingefallener Brust; seine Gesichtszüge sind scharf, die Stirn ist niedrig, die Nase gebogen; die kleinen Augen liegen tief unter den dichten Brauen und blicken starr. Wenn er lächelt, kommen herrliche weiße Zähne auf einen Augenblick hinter den feinen, harten, gar zu scharf geschnittenen Lippen zum Vorschein. Er ist ein Mann von Eisen, mit herbem, verschlossenem Wesen, aber dem Vertrauten gibt er sich mit Kindlichkeit und Offenherzigkeit. Geschichtliche und sprachwissenschaftliche Studien beschäftigen ihn. Ist aber von seinem Vaterlande die Rede, dann wird sein ganzes Wesen fester, vorwärtsstrebend, die Lippe unerbittlicher, und in der Tiefe seiner Augen entzündet sich ein dunkles, unauslöschbares Feuer.

Helene lernt ihn kennen, und er ist die Erfüllung ihrer leidenschaftlichen, jungen Sehnsucht. Ihrem Tagebuch gibt

sie Rechenschaft von dem Aufschwung ihrer Seele: „Er ist der erste wahrheitsliebende Mensch, den ich kennen lernte; alle anderen lügen“ ... „Sobald er von seinem Vaterlande erzählt, wächst er und wird immer größer“ ... „Es sind nicht bloß Worte, er sieht schon auf Taten zurück, und andere Taten harren seiner“ ... „Wir können uns beide nicht für Gedichte erwärmen und haben beide kein Verständnis für die Kunst“ ... „Sein Wesen ist deshalb so klar, weil er sich ganz seiner Idee, seiner Aufgabe hingiebt“ ... „Das erlösende Wort ist gefunden, das Licht ist aufgegangen! Mein Herr und Gott, sei mir gnädig, — ich liebe!“

Auch Inssarow fühlt, daß er liebt; aber er will dieser Liebe entfliehen, um nicht seinen Plänen und Pflichten untreu zu werden. Da er ihr ausweicht, geht sie zu ihm. Sie bedeckt ihr Gesicht, und ihr Körper zittert: „Sie wollen mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, — jetzt — habe ich es ausgesprochen.“ Er aber steht regungslos, mit kräftiger Umarmung hält er dies junge Leben, das sich ihm hingegeben hat, er fühlt diese neue, unendlich kostbare Last an seiner Brust; Rührung, unsägliche Dankbarkeit haben seine harte Seele gebrochen, und nie geahnte Tränen treten ihm in die Augen.. Sie aber weint nicht; sie sagt nur immer, „O, mein Freund! o, mein Bruder!“ .. „Und du gehst mit mir überall hin?“ fragt er ... „Überall hin, bis ans Ende der Welt; wo du bist, da bin ich auch.“ Ohne Schwanken bricht Helene alle Beziehungen zu ihrem Elternhause und ihrem Vaterlande ab; sie will dem Geliebten in seine Heimat folgen, über die der Tag der Freiheit jetzt kommen soll. Der Krimkrieg bricht los. Aber eine Lungenentzündung wirft Inssarow nieder; als ein Sterbender erreicht er die Lagunenstadt. Mit glühenden, goldigen Tönen rauscht

der Hymnus auf die traumhaft schöne Venezia, die im Reize des Hinwelkens ihre höchsten Triumphe feiert, — und der Lobgesang wird zu einem ergreifenden Sterbelied — morir si giovane. Eine kurze Glückseligkeit voll Vergessens, dann steht der Tod am Lager Inssarows. „O Gott“, — fleht Helene — „gib ein Wunder, oder, sind wir schuldig, dann laß uns beide sterben, aber nicht im dumpfen Zimmer, sondern einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde in seiner Heimat!“ Sie denkt an den Schmerz, den sie ihrer Mutter bereitet hat, und weiß nicht, daß das Glück jedes Menschen das Unglück anderer zur Voraussetzung hat. Sie steht am Fenster und sieht über dem Wasser eine weiße Möve aufgeschreckt hin- und herflattern. Kommt die Möve hierher geflogen, — denkt sie — so ist es ein gutes Vorzeichen . . . aber die Möve fliegt weit hinaus ins Dunkle. Am nächsten Tage ist Inssarow tot. Es ist das grause, unbestechliche Schicksal, das ihn zerbricht. Was braucht der arme Mensch zu grübeln, ob der Tod eine Strafe Gottes ist für eine begangene Schuld? „Jeder von uns ladet schon dadurch, daß er lebt, eine Schuld auf sich; niemand ist davon ausgenommen. Weder der bedeutendste Denker, noch der größte Wohltäter der Menschheit kann sich von dieser Schuld loskaufen, — selbst sie erhalten durch den Nutzen, den sie der gesamten Menschheit stiften, noch nicht ein Anrecht auf das Sein.“ — Helene bleibt dem Andenken des Gatten und seiner Aufgabe getreu; sie führt den Leichnam in seine Heimat hinüber und pflegt im Freiheitskampfe der Bulgaren die Kranken und Verwundeten.

Inssarow ist ein ganzer Mann mit einem Geist voll Klarheit und einem Herzen voll kühner, großer Ideen. Rußland hat solche Männer nicht; aber es hat herrliche Frauen, willensstark und klug und selbstlos wie Helene.

Das ist der politische Grundton der Geschichte. Schubin drückt ihn gelegentlich am besten aus: „Ich muß doch sagen, daß Inssarow verdient, die Helene zu besitzen. Aber nein, das ist Unsinn. Ich gebe ja zu, daß er ein tüchtiger Mensch ist und in der Not seinen Mann stehen wird, — aber bis jetzt hat er doch wahrhaftig nicht mehr geleistet als unsereiner auch. — Wir wollen nicht prahlen; wir haben keinen Grund dazu, denn wir haben überhaupt keine Männer, wohin wir auch immer blicken mögen. Entweder haben wir es mit unlustigem, verdrossenem Gelichter zu tun, Hamletsnaturen, oder mit total unwissenden Knaben, oder endlich mit Müßiggängern und Maulhelden . . . Nein, dieses Mädchen würde sich nicht so leicht entschlossen haben, unsern Kreis zu verlassen, wenn dieser Kreis wirklich tüchtige und kluge Leute aufzuweisen hätte. Nun, Uwar Iwanowitsch, was meinen Sie, — wann werden wir so weit sein, tüchtige Leute in unserem Kreise zu sehen?“ . . . Und der dicke, schlafmützige Uwar sagt: „Warte nur ab, sie werden schon kommen!“

Wenn die Zeit kommt, die das Alte stürzt, dann scheiden sich Väter und Söhne. Den Vätern ist es nicht mehr gegeben, mit junger Schwungkraft über die Mauern zu setzen, die ihren Horizont umbauen. Draußen aber stürmen die Söhne dahin wie ein wirbelnder Sausewind über den Eichenwald und regen den Staub in Wolken auf, Reformierer, die das ganze Leben der Gesellschaft, die sich selbst und die Menschheit umbilden wollen. Die Idealisten werden zu Materialisten und pietätlosen Egoisten, das Gefühl schweigt, der Verstand spricht. Wer beugt da noch das Knie vor einer ehrwürdigen Autorität, wer betet da noch zu den schönen Göttern, die Dichter und Künstler geschaffen! Nur die positive Wissenschaft gilt. Das ist die Strömung des Nihilismus. Turgenjew

hat dies Wort geprägt, das bald über die ganze Erde ging.

Aber in den sechziger Jahren hatte der Nihilismus noch nicht das Terroristische an sich, das später seine Marke wurde. Die Nihilisten trugen noch nicht den Dolch im Gewande, „sie verfolgten im Grunde sehr unschuldige, rein persönliche Ideale, sie wollten sich eine freie, bürgerliche Existenz gründen, ein sittenreines Leben führen und sich von jeglicher Korruption frei halten."

Zu Ventnor auf der Insel Wight faßte Turgenjew im August 1860 den Plan zu seiner Erzählung „Väter und Söhne". Nach der Art seines dichterischen Schaffens ging er bei der Konzeption von einem festen Punkte aus. Das waren die Gesichtszüge eines jungen russischen Kreisarztes, den er auf einer Bahnfahrt in Deutschland durch Zufall kennen gelernt hatte. Ein großer, hagerer, schwindsüchtiger Mensch mit schwarzem Haar und braunem Teint. Alle seine Ansichten waren schneidend und originell. Aus dem, was die Erinnerung dieser Begegnung in Turgenjew zurückließ, schuf er den Nihilisten Basarow. Und um dies Gebilde setzte sich dann die ganze Fabel des Buches an. In Paris warf der Dichter noch im Winter die ersten Kapitel aufs Papier; der Schluß wuchs im Juli 1861 in Spaßkoje hinzu. Im März 1862 erschien das Ganze in Rußki Westnik.

Auf seinem schönen Landgute zu Marino lebt einsam nach dem Tode seiner Frau Nikolaus Petrowitsch Kirsanow, in dem wir manchen Zug von Turgenjews eigener Persönlichkeit entdecken. Es ist im Jahre 1859, zwei Jahre vor der Aufhebung der Leibeigenschaft. Er hat sich mit seinen Bauern bereits „arrangiert", und die anderen Gutsbesitzer nennen ihn ob seiner harmlosen liberalen Gesinnung den Roten. Er ist zu wohlwollend, zu gut-

mütig und unerfahren, um ein tüchtiger Landwirt sein zu können, zumal in einer wirtschaftlichen Krisis, da alle neuen Anordnungen zur Regelung des Verhältnisses zwischen dem Herrn und seinen alten Leibeigenen noch wie ein schlechtgeschmiertes Rad knarren. So zeigen die Felder des Gutes nicht minder als die armseligen Dörfer mit den niedrigen, halbzerfallenen Hütten und erbärmlichen Scheunen ein elendes Aussehen. Faule Arbeiter, diebische Bauern, verschmitzte Verwalter, unbrauchbare Maschinen überall, und nirgends Wohlstand und nirgends Fleiß inmitten eines grüngoldigen, funkelnden Frühlings. Kirsanow meistert die Lage nicht; mit dem Gleichmut, der sich in das Schicksal fügt, legt er die Hände in den Schoß und behagt sich, weit davon entfernt, unglücklich zu sein, im Sinnen und Träumen von den Tagen seines Liebesglücks. Dann spielt er mit Gefühl Schuberts süße Melodieen auf dem Violoncell, und dem leicht Gerührten tritt ein Vers von Puschkin auf die Lippen und eine zarte Träne in die Augen. Er ist ein Romantiker inmitten des erwachenden Realismus.

Unter seinem Dache lebt mit ihm in herzlicher Weise zusammen sein Bruder Paul Petrowitsch, ein verabschiedeter Gardeoffizier. Ein verwöhnter, koketter Löwe der Petersburger Gesellschaft ist das einst gewesen. Die unselige Liebe zu einer excentrischen Fürstin hat ihn aus der Bahn gerissen und zerbrochen. Da ist seine Seele vertrocknet, und er wurde ein eigensinniger Hagestolz, zu spröde, um ein neues Leben zu beginnen, melancholisch, vereinsamt, verbittert, sarkastisch. Das Edle, Feinfühlige, Gutmütige seiner Natur ist im Grunde geblieben, auch wenn er sich launenhaft mit einer Sphäre der Unnahbarkeit umgiebt und in hoheitsvoller Pose den stilvollen Menschenfeind und prinzipienfesten Aristokraten aus

Alexanders I. Tagen spielt. Sein peinlich gepflegtes Äußeres, sein elegantes, modernes englisches Kostüm schält ihn aus dem primitiven russischen Milieu heraus.

In das stille Leben dieser zwei alten Brüder, in das enge Gehege ihrer Anschauungen und Traditionen platzen nun zwei junge Leute wie eine Bombe hinein. Nikolaus' Sohn Arcadi kehrt von der Universität heim; er ist ein kleiner Renommist, der gern den Energischen spielen möchte und doch als herzensguter Junge mit kindlicher Zärtlichkeit die Liebkosungen des gerührten Vaters erwidert. In jugendlichem Enthusiasmus hat er sich der Freundschaft eines Mannes hingegeben, dessen Ideen ihn ganz erfüllen und beherrschen; und diesen Freund bringt er nun mit sich in die Heimat. Es ist Eugen Wassiljew Basarow. Ein Plebejer tritt er sans gêne in den Kreis der Aristokraten. Er ist jung und schlank, seine Hände sind breit und rot, er hat ein langes, mageres Gesicht, eine hohe Stirn, starke Nase, große, grünliche Augen und einen lang herabhängenden, sandfarbenen Backenbart. Seine wenig sorgfältige Toilette ist mit dem intensiven Geruch von billigem Tabak imprägniert. Um seine Lippen liegt ein ruhiges Lächeln, und seine ganze Physiognomie drückt Geist und Selbstvertrauen aus. Als Gelehrter erkennt er nur die exakte Forschung der Naturwissenschaft an, und im Leben leitet ihn allein der Grundsatz der Nützlichkeit. In allem ein gesunder, nüchterner Mann, ein Feind des Faulen, Schlaffen, Arroganten, Lügenhaften, ist er ganz auf sich selbst gestellt. Täppisch reißt seine Hand all den schönen Schein herunter, den Menschensinn um die nackten Dinge webt. Was ist ihm Raffael! Er kennt nur die Kunst, Geld zu verdienen und die Hämorrhoiden gründlich zu kurieren; und Schubert und Puschkin und Liebe und Ehe und Staat und Gemeinde und Heimatsgefühl und

Naturschwärmerei, — es ist ihm alles Alfanzerei und alberne Romantik. Selbst die Logik ist eine müßige Abstraktion. Keine Prinzipien, keine Autoritäten finden Gnade; er hat die Kühnheit, alles zu negieren und zu glauben an nichts, — kurz, er ist der Nihilist. In seinen Disputationen mit Nikolaus und Paul Kirsanow reißt er die Kluft auf, die die Väter von den Söhnen scheidet, und in all diesen Wortgefechten sitzt er fest im Sattel, selbstbewußt und gescheit führt er das Wort, und da er nie trivial oder schwatzhaft wird, erzwingt er sich die Sympathieen.

Als Basarow am Morgen nach seiner Ankunft in Marino ausgegangen ist, um Frösche zum Secieren zu suchen, sitzen Nikolaus und sein Sohn Arcadi auf der Terrasse beim Frühstück, und als dritter gesellt sich Paul zu ihnen. Er dreht seinen Schnurrbart und wendet sich an Arcadi: „Was ist denn eigentlich der junge Herr Basarow?" fragte er langsam.

„Was Basarow ist?" Arcadi lächelte. „Oder soll ich dir sagen, lieber Onkel, was er eigentlich ist?"

„Tu mir den Gefallen, mein teurer Neffe."

„Er ist Nihilist."

„Was?" fragte Nikolaus Petrowitsch.

Was Paul Petrowitsch betrifft, so hob er das Messer, dessen Spitze ein Stückchen Butter trug, plötzlich hoch empor und blieb dann unbeweglich. „Er ist Nihilist," wiederholte Arcadi.

„Nihilist!" sprach Nikolaus Petrowitsch. „Das Wort kommt von dem lateinischen nihil = nichts, soweit ich es beurteilen kann, und bezeichnet also einen Menschen, der ... nichts anerkennt?"

„Oder vielmehr, der nichts achtet," versetzte Paul Petrowitsch, der sein Brot wieder mit Butter zu bestreichen anfing.

„Oder vielmehr, der alles vom Standpunkte der Kritik aus beurteilt," bemerkte Arcadi.

„Kommt das etwa nicht auf eins hinaus?" fragte Paul Petrowitsch.

„Nein, durchaus nicht. Ein Nihilist ist ein Mann, der sich vor keiner Autorität beugt, der kein einziges Prinzip auf Treu und Glauben annimmt, gleichviel in wie hohem Ansehen dieses Prinzip in der Meinung der Menschen steht."

. . . „Früher hatten wir Hegelisten, jetzt also Nihilisten. Wir werden sehen, wie ihr in dem Nichts, in dem Vacuum, gleichsam unter einer Luftpumpe existieren könnt. Und jetzt, Bruder Nikolaus, sei so gut und klingle eben, ich möchte meinen Kakao trinken."

Und bei einem anderen Gespräch, als Paul Petrowitsch es für unbegreiflich hält, wie jemand ohne Grundsätze leben könne, entgegnet Basarow selbst noch deutlicher: „Wir lassen uns von dem leiten, was wir als nützlich erkennen. Gegenwärtig scheint es uns nützlich, alles zu verneinen, — und wir verneinen." — „Alles?" — „Alles!" — „Wie! nicht bloß Poesie und Kunst .. sondern auch .., ich nehme Anstand es zu sagen .." „Alles," wiederholte Basarow mit unaussprechlicher Ruhe. „Aber erlauben Sie, erlauben Sie," mischte sich Nikolaus Petrowitsch ein, „Sie verneinen alles, oder, um mich richtiger auszudrücken, Sie zerstören alles . . . Aber man muß doch auch wieder aufbauen!" „Das geht uns nichts an . . . Zunächst muß reine Bahn gemacht werden!" Und weiter sagt Basarow, als man ihn nach dem Treiben der Nihilisten fragt: „Wir predigen nicht, wir klagen an. Zunächst haben wir damit begonnen, die Aufmerksamkeit zu lenken auf die Bestechlichkeit unserer Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die Abwesenheit von Handel und

Industrie und auf den elenden Zustand unserer Justiz... Und wir sind nicht so wenige, als Sie glauben; wissen Sie denn nicht, daß ein Kopekenlicht genügte, die ganze Stadt Moskau einzuäschern!"

Von den beiden „alten Knaben", die nach Basarows Schätzung in die Rumpelkammer gehören, besitzt der gutmütige Nikolaus Resignation genug, um der Jugend ihr Recht zu geben. Nach einem heftigen Wortgefecht sagt er zu seinem Bruder: „Weißt du, an was dieser Disput mich erinnert hat? Einst stritt ich mit unserer seligen Mutter; sie schrie und wollte mich gar nicht anhören . . . Endlich sagte ich zu ihr: Freilich, du kannst mich nicht verstehen, wir gehören zwei verschiedenen Generationen an! Diese Worte verletzten sie schrecklich; ich aber dachte, was ist da zu machen? Die Pille ist bitter, aber sie muß verschluckt werden. — Jetzt ist die Reihe an uns, und unsre Nachfolger können ihrerseits zu uns sagen: Ihr gehört nicht zu unserer Generation, verschluckt die Pille!"

Anders Paul Petrowitsch. Der Aristokrat haßt instinktiv den Plebejer, dessen geistige Überlegenheit und Schlagfertigkeit ihn wie mit Peitschenhieben trifft. Er verteidigt seine Position ritterlich, aber es hätte eines besseren Helden bedurft, um den Glauben an Autorität und an Prinzipien und all den schönen Blütenduft der Zivilisation zu retten.

Basarow ist ein Sieger. Die Kinder, die Leute des Dorfes fühlen eine natürliche Neigung zu ihm, und die Achtung der anderen weiß er sich zu erzwingen. Da bringt ihn eine Frau aus dem Gleichgewicht, das seine Stärke ist. Es ist die schöne, liebenswürdige, kluge Anna Odinzow, die nach dem Tode ihres Mannes zusammen mit ihrer jungen Schwester Katia auf ihrem Gute lebt. In ihrer Einsamkeit interessiert sie Basarow, sein ge-

scheites Gespräch, seine feste Persönlichkeit fesseln sie; und der Mann, der über die Liebe erhaben war, der jeden Toggenburg und Troubadour für verrückt hielt und lieber Steine geklopft als einer Frau die Spitze eines Fingers geküßt hätte, muß jetzt den Reiz süßer Frauenanmut spüren. Er kann das Gefühl nicht mehr mit cynischem Scherz verjagen, es empört sich in ihm, es bricht aus ihm: „Ich liebe Sie närrisch, wahnsinnig." Einen Augenblick blitzt auch in ihr eine unwillkürliche Zärtlichkeit auf, nur einen Augenblick, dann stößt sie den Wilden von sich; die Liebe soll ihre Ruhe und Unabhängigkeit nicht stören.

Basarow flüchtet zu seinen Eltern, den prächtigen, frommen Alten von der Schar der geistig Armen, die den einzigen Sohn vergöttern. Aber die quälende Leidenschaft scheucht ihn von ihrem stillen Herde auf, daß er zu der Flamme zurückflattert, die ihm die Flügel verbrannte. Frau Odinzow versteht es schon zu theoretisieren: „Sehen Sie, wir haben uns beide getäuscht, wir stehen nicht mehr in der ersten Jugend, besonders ich nicht; wir haben ausgelebt, wir sind müde. Wir sind beide kluge Leute; anfangs interessierten wir uns für einander, die Neugierde war erregt . . . und dann . . ." „. . . Und dann wurde ich ein Narr," ergänzt er. Ihm hilft alles Spintisieren nicht über das nagende Gefühl hinweg, daß er der Frauenliebe unterlag. Und abermals flüchtet er zu seinen Eltern. Seine Raubvogelnatur hat er eingebüßt, langweilig schleichen ihm die Tage dahin. Selbst das Schimpfen vergißt er. Eines Tages vergiftet er sich bei der Sektion einer Typhusleiche. Den Riesen fällt der kleine Schnitt im Finger. Traurig welkt das Leben, das so strotzender Keime voll war. Im Tode triumphiert die Romantik über den nüchternen Realisten. Seine Gedanken fliegen im Fieber zu Frau Odinzow. „Sagt ihr,

Eugen Basarow läßt sie grüßen, und — er wäre am Sterben!" Sie eilt zu ihm; er sieht sie wie den himmlischen Engel an seinem Bette stehen; unter dem Kuß, den sie auf seine Stirn drückt, entschlummert er.

„Väter und Söhne" ist unter den sozialen Erzählungen Turgenjews höchste Leistung. Es ist das psychologische Bild einer bedeutsamen Kulturepoche in maßvoll begrenztem Umfang und in reizvoller Beleuchtung. Nicht viele Gestalten beleben es, aber jede ist ein Stück Menschheit. Die Charaktere treten nicht von vornherein fest geprägt vor uns; ihr Wesen ist bildsam, und jede neue Lebenswelle bewegt es und läßt eine Seite zu Tage treten, die vorher verborgen war: bei den Starken eine weichmütige Schwäche und bei den Kalten eine warme Gutmütigkeit. Eine gewinnende, einfache Liebenswürdigkeit spielt um alle Personen; sie vermag sogar das eigentümliche Verhältnis des alten Kirsanow zu der jungen Fenitschka mit mildem, unverdorbenem Sinn aufzufassen und in das Licht einer reinen und schlichten Natürlichkeit zu rücken.

Mit einem milden, zarten Finale klingt die Erzählung aus. Im abgelegensten Winkel Rußlands liegt ein kleiner, trübseliger Dorffriedhof, von Unkraut überwuchert. Zwischen den verfaulten hölzernen Kreuzen und den eingesunkenen Leichensteinen weiden die Schafe. Aber ein Grab ist da, von keiner Menschenhand entheiligt, von den Tieren nicht mit Füßen getreten. Die Vögel singen darauf ihr Morgenlied. Eugen Basarows Stätte. Und zwei alte Leute kommen alle Tage aus dem Dörflein herüber, vom Alter gebückt und einer auf den anderen gestützt. Sie starren auf das Grab und beten, und ihre bitteren Tränen fallen auf den stummen Stein, unter dem ihr Sohn ruht. — „Ist es möglich, daß ihre Tränen,

ihre Gebete fruchtlos wären? Ist es möglich, daß Liebe, heilige, hingebende Liebe nicht allmächtig sei? O nein! Wie leidenschaftlich, sündhaft und rebellisch das Herz auch war, das im Grabe ruht, die Blumen, die darauf blühen, sehen uns friedlich an mit ihren unschuldigen Augen: sie erzählen uns nicht bloß von ewiger Ruhe, von der erhebenden Ruhe der gleichgültigen Natur, sie erzählen uns auch von ewiger Versöhnung und von einem Leben, das kein Ende hat."

„Väter und Söhne" hatte eine eigentümliche Wirkung in Rußland. Der Roman verursachte in beiden Heereslagern eine Explosion, bei den Reaktionären und bei den Fortschrittlern. Hier fand man sich aufs tiefste beleidigt durch die Karikierung des jung-russischen Sturmes und Dranges, dort war man im Gegenteil über die Verherrlichung des Nihilismus empört. Als Turgenjew einige Wochen nach dem Erscheinen seines Werkes, am Tage einer gewaltigen Feuersbrunst, in Petersburg eintraf, schwebte das von ihm gemünzte Wort Nihilist bereits auf aller Lippen. „Sehen Sie, das haben Ihre Nihilisten getan, sie stecken Petersburg in Brand," waren die Worte, mit denen ihn der erste Bekannte begrüßte. Bald wurde er gewahr, daß nahestehende Personen ihn unfreundlich empfingen, andere, die er als Gegner ansah, ihm Glückwünsche spendeten. Der Dichter war nicht gleichgültig gegen die Anfeindungen. Er hat sich 1869 in einem Nachwort ausdrücklich dagegen verteidigt. Weder Antipathieen noch Sympathieen beeinflußten ihn bei der Gestaltung Basarows über die Maßen, sondern allein die Wahrheit. Er sagt: „Beim Zeichnen der Figur Basarows stellte ich ihn als allem Künstlerischen abgeneigt dar und gab ihm einen scharfen, rücksichtslosen Ton, und zwar nicht in der ungereimten Absicht, das junge Geschlecht zu

kränken, sondern weil ich das bei meinem Bekannten, dem Doktor D., und ähnlichen Personen so beobachtet hatte.. Meine persönlichen Neigungen kamen dabei wenig in Betracht, und es werden viele meiner Leser erstaunt sein, wenn ich behaupte, daß ich, mit Ausnahme von Basarows Kunstansichten, dennoch beinahe alle seine Ansichten teile. Man nimmt vielmehr an, ich hätte auf Seiten der Väter gestanden, . . . ich, der in der Gestalt Paul Kirsanows beinahe gegen die künstlerische Wahrheit verstieß, seine schwachen Seiten karikierte, ja ihn selbst lächerlich machte!" . . . „Auf meinem Namen lag ein Schatten. Ich täusche mich nicht, der Schatten wird nie von meinem Namen schwinden."

Im Zeitalter der Reformen spielten sich die Verwandlungsprozesse Jungrußlands in so schneller Aufeinanderfolge ab, daß die gesellschaftlichen Zustände nicht in Jahrzehnten, sondern fast in jedem neuen Jahre auf eine andere Stufe rückten. Turgenjews nächster Roman „Dunst" erschien 1867, ist also um 5 Jahre von der Erzählung „Väter und Söhne" getrennt. Die Zeit der Handlung ist um 3 Jahre vorgeschoben; es ist das Jahr nach der Bauernemanzipation.

Dem Wohlbehagen des Volkes, das aus jahrhundertlangem Schlummer erwachte und seine Glieder dehnte, mischte sich eine gute Portion nationaler Selbstüberschätzung bei. Die Niederwerfung des polnischen Aufstandes und der Terrorismus der Moskauer Patrioten stärkten wieder jenen patriotischen Eigendünkel, der im alleinseligmachenden Glauben an die Kulturmission des Ostens dem abgestorbenen, verfaulten Westen seine Fußtritte versetzte und doch dabei vor der Meinung der Pariser Modenarren und Hohlköpfe sich bückte und bei ihren Grisetten und Loretten antichambrierte. Basarow

verbarg unter seinem burschikosen Renommistentum viel warmes und edles Gefühl und war in seinem Kerne urgesund; das Russentum, zu dem uns Turgenjew jetzt nach Baden-Baden führt, ist wurmstichig durch und durch.

Als der Dichter seine Erzählung „Dunst“ niederschrieb, standen vor seinem Auge zwei Gestalten, wie sie ihn stets reizten, eine Frau, unselig stark und berückend, und ein Mann, weichmütig und haltlos. Aus dem Verhältnis dieser beiden entwickelte er die Fabel mit künstlerischer Gelassenheit. Als er aber dann die kleine Geschichte in das Treiben der russischen Gesellschaft zu Baden-Baden hineinbaute, verlor seine Feder die schöne Besonnenheit. Sein alter Groll über die Angriffe der Slawophilen bäumte sich zu einer Parteileidenschaft auf, die ihm sonst fremd war, er büßte die Fähigkeit ein, maßvoll Licht und Schatten zu verteilen, und stellte mit übertriebener Verzerrung russische Karikaturen hin, die viel zu grotesk sind, um den Eindruck der Lebenswahrheit zu erwecken. Man empfindet diese Gestalten als unliebsame Eindringlinge, die einem seitenlang den Reiz der Erzählung entfremden.

Gregor Michailowitsch Litwinow, ein junger Russe, ehrlich, tüchtig, unbefangen, hat eine fleißige Studienzeit in Deutschland verbracht; nun will er heimkehren, um mit seinen soliden Kenntnissen das vernachlässigte väterliche Gut zu bewirtschaften. In Baden-Baden erwartet er seine Braut Tatjana. Sein Lebensweg liegt sonnenbeschienen vor ihm; heiter und jugendlich selbstbewußt baut er seine Zukunft. Da begegnet er seiner Jugendgeliebten Irina. Einst vor 10 Jahren hatte sie, die Tochter einer herabgekommenen fürstlichen Familie, ihn in Moskau berückt mit ihrem entzückenden, eigenwilligen und leidenschaftlichen Wesen, ihrem aschblonden Haar und ihren

dunkelgrauen, grünlich schimmernden Augen; in der Liebe zu ihm war sie weich und fromm geworden. Da erschloß ihr ein Ball im Adelsklub die Sphäre voll vornehmen Lichtes und Glanzes, und mit jähem Ruck entschwebte sie dem armen Studenten. Aus unerreichbarer Ferne strahlte der Ruhm ihrer aufblühenden aristokratischen Schönheit zu ihm; es tat seinem Herzen unendlich weh, bis er sie endlich vergaß. Sie wurde dann die Frau des eleganten, korrekten und flachen Generals Ratmirow. Übersättigt von dem faden Leben, das unter all den Larven dieser russischen Generale und Diplomaten sie mit langweiliger Monotonie beengt, dürstet ihre kraftvolle Natur nach einem Menschen. Und sie ist schön! Die schmeichelnde Stimme, der Blick der träumerischen und doch durchdringenden Augen mit den langen Wimpern, die Wärme und wonnige Frische ihres königlichen Körpers üben den Höllenzauber der Frau Venus auf Litwinow aus. Sie ist eine komplizierte Natur, katzenartig schlau und zugleich rücksichtslos offen. Nicht ohne Koketterie und Kaprice, voll weiblichen Stolzes, aber auch liebevoller Hingabe fähig. Sie will nicht aus Eitelkeit die Zahl ihrer geopferten Anbeter mehren; ihre Kraftnatur muß sich erproben an einem Mann, aus dessen unverdorbenem Wesen es wie ein reiner Luftzug der heimischen Steppe sie überkommt. Litwinow ringt nur eine kleine Weile; das feine Gift der süßen Schauer, die er in Irinas Nähe empfindet, schleicht durch seine Adern. Er will entfliehen, und seine Kraft versagt. Nicht im Rausch, der die Sinne umnebelt, unterliegt er; er seciert sich selbst, sieht mit nüchternem Verstande seinen Widerstand erblassen, seinen Plebejerstolz welken, seine Ehrlichkeit und Selbstachtung zerschmelzen. „Solche gesetzte Naturen sollten sich nie der Leidenschaft hingeben; sie zerstört selbst den Sinn, den

Zweck ihres Lebens . . . Aber die Natur beugt sich nicht der Logik, unserer menschlichen Logik; sie hat ihre eigene, die wir nicht begreifen und nicht eher anerkennen, als bis sie uns wie ein Rad zermalmt hat."

Als seine Braut Tatjana in Baden-Baden erscheint, das herrliche Mädchen, so gut und klug, so ruhig und sonnig, zerschneidet er in einer Art, die ihn jämmerlich genug kleidet, Liebe und Pflicht. Reue und Mitleid berühren ihn nicht, aber er hat das dumpfe Gefühl, als ob er jemand ermordet habe, und die Selbstverachtung heftet sich an ihn und belästigt ihn unablässig, wie das Summen der aufdringlichen Fliegen in der Sommerszeit. Seine Vergangenheit ist tot, seine Hoffnung ist tot, und er klammert sich an die, die das alles getötet hat.

Irina wirft sich mit krampfhafter Leidenschaft an seine Brust, legt sein Geschick in seine Hand, will ihm folgen ans Ende der Welt. Aber um sie herauszureißen aus ihrem aristokratischen, weichen Wurzelboden, um aus den Trümmern eines zerbrochenen Lebens ihr ein neues zu bauen, dazu gehört mehr als Sinnenrausch, dazu bedarf es einer überlegenen, unbedenklich zupackenden, stählernen Kraft. Litwinows Hand hängt schlaff herunter. Irina fühlt, da sie schon mit ihm fliehen will, daß er die Herrennatur nicht ist, die ihrem verwöhnten Leben Ersatz bietet, und sie zieht nach kurzem Schwanken einer Chimäre die Wirklichkeit vor, die sie umgiebt; sie bleibt eine Mondaine in der Welt, über deren Hohlheit sie spottet und deren schönen Schein sie nicht meiden mag.

Litwinow, zweimal betrogen von demselben Weibe, verläßt die Stadt mit dem Gefühl, daß das Blut ihm zu Kopfe steigt, daß es langsam und schwer zum Herzen strömt, um dort zu Stein zu werden. Auf seiner russischen Heimaterde weicht dies Gefühl des Versteinertseins von

ihm, in rüstiger Pionierarbeit gewinnt er sich allmählich den alten Lebensgeist zurück, und aus toter Gleichgültigkeit ersteht ein neuer Mensch. Und in dem Bewußtsein seiner jungerwachten fröhlichen Kraft findet er auch den geraden, ehrlichen Weg zu Tatjana wieder.

In Litwinows weichem, fließendem Charakter spiegelt sich Turgenjew selbst. In Irina hat er mit glänzender Dichterkraft die berückenden Sinnenreize der Frau gemalt, die ungerührt, wie das Schicksal, den Mann zerbricht; und daneben hat er in Tatjana den liebenswerten Typus des großrussischen Mädchens gestellt, über dessen Stirn beständig ein Sonnenstrahl zieht, das kraftvoll und schön, — das die Entsagung, die Milde, der Edelmut selbst ist. Neben diesen Dreien taucht eine Fülle anderer Gestalten auf. Die Petersburger und Moskauer Aristokratie, die sich um den „russischen Baum" in Baden-Baden oder um die Roulette versammelt, diese princes russes, bizarre Diplomaten und hohle Streber, junge elegante Löwen in glattgescheiteltem Haar und in Londoner Anzügen, und die überreich aber geschmacklos gekleideten Fürstinnen. Das schwirrt durcheinander und tändelt mit dem Leben, — und welche Langeweile und Albernheit in diesen Köpfen, welche brutale Unwissenheit und welche Verständnislosigkeit für alles das, was das Dasein adelt und verschönt!

Nicht minder betrübend und abstoßend steht da eine andere Russengruppe, wo nicht Ambraduft, sondern Biergeruch und Tabaksqualm die Atmosphäre bildet. Es sind die Heidelberger Studenten, die Physik und Chemie studieren, die deutschen Professoren durch ihren scharfen Blick und ihr gesundes Urteil zuerst in Staunen setzen, um sie gleich nachher durch ihr absolutes Nichtstun, ihre unerschütterliche Faulheit noch mehr zu verblüffen.

Gubarew ist ihr Häuptling. Er hat keinen Charakter und kein Talent, aber mehr Willenskraft als die anderen, und darum herrscht der orakelnde Faselhans über seine gläubige Herde, über den schwammigen, unwissenden, stets ekstatischen Bambajew, der ein Schreier und Fresser ist, über die verdrehte, aufgeregte Suchantschikow und über den rosenroten, würdevoll dozierenden Datenkrämer Woroschilow, der nur die allerneuste Wissenschaft gelten läßt. Sie alle verhimmeln einander als russische Originale und schauen die Zukunft ihres Vaterlandes im Glanze der Verheißung. Abseits dieser Slawophilenrasse steht ein Spötter, der linkische, aber kluge Sonderling Potugin. Er schaut durch den dicken Dunst mit philosophischer Ruhe hindurch, sieht die Dinge unverschleiert, wie sie sind. Er haßt und liebt Rußland leidenschaftlich. Die Zivilisation des Westens hat er in sich aufgenommen, von der jene Chauvins sich lossagen. „Ich bin der Ansicht," — sagt er — „daß wir nicht nur unser Wissen, die Kunst, das Recht — der Zivilisation verdanken, sondern daß sogar das Gefühl des Schönen und der Poesie sich unter dem Einfluß der Zivilisation entwickelt und verbreitet, und halte das sogenannte nationale, naive, unbewußte Schöpfungsvermögen für eitlen Unsinn." Wie deckt er die Hohlheit der Phrase auf, daß vom slavischen Bauernrock das Heil der Welt kommen soll! Wie reißt er von den eingebildeten russischen Originalgenies die Drapierung herunter und spottet über die gerühmte russische Erfindungsgabe, die klug zu schwadronieren, aber nicht einmal eine praktische Korndarre zu konstruieren vermag! „In London, im Krystallpalast," — sagt er — „der eine Encyclopädie des menschlichen Erfindungsgeistes ist, sah ich nichts Russisches unter all den Werkzeugen und Maschinen und Produkten; unser gutes

Mütterchen, das heilige Rußland, könnte in den Tartarus versinken, ohne daß sich ein einziger Nagel, eine einzige Stecknadel im Krystallpalast zu rühren brauchte . . . Denn sogar den Samowar, den Bastschuh, das Krummholz und die Knute, unsere berühmtesten Produkte, haben wir nicht einmal selbst erfunden . . . Und unsere Rohprodukte, beachten Sie wohl, sind nur infolge gewisser abscheulicher Umstände gut. Unsere Schweinsborsten, zum Beispiel, sind lang und fest, weil die Schweine schlecht sind; unser Leder ist dauerhaft und dick, weil die Kühe mager sind; der Talg ist hart, weil er mit Stücken Fleisch herausgerissen wird."

Dunst ist all das Politisieren und Debattieren um Rußlands Zukunft, Dunst ist der Heidenlärm der Gubarewschen Klique und die geschraubte Konversation des Petersburger und Moskauer high-life, Dunst ist das russische Leben und das eigene, Dunst ist alles Menschliche, — so reflektiert Litwinow, als er im Eisenbahnzuge Baden-Baden verläßt und mit starren Augen den Dunstwolken folgt, die Wirbel auf Wirbel vom Wind gehetzt an seinem Coupéfenster in einförmiger, wilder Jagd vorüberdrängen. „Alles ist nur Rauch und Dunst, alles ändert sich unaufhörlich. Ein Bild vertreibt das andere, aber im Grunde bleibt alles, wie es war; alles stürmt und eilt irgendwohin, — und alles verschwindet spurlos, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Es weht ein andrer Wind, — und alles wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, und dort beginnt von neuem das fieberhafte, aufgeregte und — unnütze Spiel."

Basarow in der Erzählung „Väter und Söhne" hatte sich von der Menschheit isoliert, die russischen Reformschwärmer in „Dunst" sind ohne Bindeglied mit der Menge, das nächste Stadium des Jungrussentums aber

muß endlich diesen Konnex suchen, es muß sozialistisch werden. In der Tat, es kommen jetzt die Apostel der Nächstenliebe; sie gehen — um ein Wort Bakunins zu gebrauchen — unter das Volk, als die Boten einer neuen, schönen Zukunft.

Chose incroyable, j'ai achevé mon grand diable de roman schreibt Turgenjew an Flaubert am 8. August 1876 aus Bougival. Im Jahre darauf erschien der Roman, der in der deutschen Übersetzung „Die neue Generation“ oder „Neuland“ heißt. Der Verfasser setzte als Motto über sein Buch: „Es soll das Neuland nicht mit leicht die Oberfläche streifender Hacke, sondern mit tief einschneidendem Pfluge geackert werden!“ Seit dem Erscheinen des „Dunst“ war ein Jahrzehnt vergangen. Die Handlung des neuen Romans ist dagegen um 6 Jahre vorgerückt. Wir sind im Jahre 1868.

Der Dichter führt uns auf das große Landgut Arschano. Es gehört dem Geheimrat Sipjagin. Kein Mann ist das, sondern ein Beamter. In seiner Erscheinung ist er die personifizierte Ordnung und Eitelkeit, in seinen Reden tröpfelt ein Quantum koketten, lauwarmen, liberalen Öles, und seine Seele ist überfirnißt von glattem Petersburger Strebertum. Ein Meister in der Kunst, Sand in die Augen zu streuen, ein blagueur. Ein kleiner Zug charakterisiert ihn vorzüglich: Als der arme Teufel Paklin sich ihm vorstellt, versteht er es, dessen richtigen Namen zu ignorieren, und in dem ganzen Zwiegespräch nennt er ihn mit willkürlicher Erfindung Konopatin. Paklin konnte sich endlich nicht mehr halten: „Paklin“ — schrie er — „Paklin ist mein Name!“ — „Ja, ja; nun, es kommt ja auf eins hinaus; bezeichnet ganz dasselbe. Aber welch eine kräftige Lunge Sie haben, und das bei Ihrem hageren Äußeren!“

Sipjagin lebt in einer korrekten Musterehe mit seiner Frau Valentine Michailowna, die sein Wesen völlig ergänzt. Eine hohe Gestalt mit kastanienbraunem Haar und mit den wunderbar tiefen Sammetaugen der Sixtina. Auf den frischen Farben des Gesichts stets ein gewinnendes Lächeln, — eine entzückende Erscheinung. Aber seelenlos und ohne Leidenschaft, ein funkelndes Eis, das seine Strahlen spielen läßt, doch niemals sich trübt und niemals schmilzt. Sie hat die Grazie der liebenswürdigen Egoisten, die weder Poesie noch wahres Gefühl atmet. Ihr wohnt das geheime Verlangen inne, ein wenig zu kokettieren, zu gefallen und zu herrschen. Die Tugend ist ihr leicht, denn eine Erregung naht ihr nicht. Die Schöne, Heilige ist eine Lügnerin, eine Komödiantin.

Der Tischgenosse dieses Paares ist der Kammerjunker Kallomeizew, ein Vollblutaristokrat von bürgerlicher Provenienz, eine verächtliche Kreatur, süßlich und schmachtend, weibisch und boshaft, ein Reaktionär und Orthodoxer bis zur Sinnlosigkeit, der mit Behagen den Toast eines Freundes wiederholt: „Ich trinke auf die beiden einzigen Prinzipien, die ich anerkenne, auf die Knute und auf Roederer!“

In die Harmonie dieses Trios tritt nun eines Tages ein junger Student, den Sipjagin in Petersburg als Hauslehrer seines Sohnes gewonnen hat, Alexis Dimitriewitsch Neschdanow. Man weiß, daß er der illegitime Sohn eines Fürsten und einer Gouvernante ist. Die unbedeutenden, aber feinen Züge, die zarte Haut, das schöne weiche Haar, die kleinen Hände, Ohren, Füße, — das alles verrät den Aristokraten. Aber er ist Demokrat aus Prinzip. Als Student lebt er im Kreise der jungen Generation, die mit heiligstem Eifer das Russenvolk aus seinem Schlummer wecken will. So sehr ihn die Genossen

schätzen, er paßt doch nicht zu ihnen, zu diesem Pimen Ostrodumow, zu dieser Thekla Maschurin und dieser ganzen Zelotenschar, die ewig rauchend, ewig ohne Geld, ewig mit freudelosem Gesicht, aber voll Ehrlichkeit und Energie beim Werke ist. Der Widerspruch zwischen seiner Geburt und seiner Lebensführung ist nicht die einzige Dissonanz seines Wesens. Er ist ehrenhaft und keusch bis zur Prüderie, und seine Ausdrücke lieben das Grobe; er ist ein Idealist, und seine Ideale macht er lächerlich; er betet in der stillen Nacht zur Schönheit, und am Tage wird er ihr Verächter. Und dieser Zwiespalt wird stets größer und untergräbt seine ganze Natur. Das soziale Werk fordert Tatkraft und handgreifliche Prosa, und er ist ein Träumer, ein Melancholiker, ein Poet; das Werk fordert Selbstvertrauen und ein ruhiges Gleichgewicht, und er ist nervös, launenhaft, empfindlich. Nicht mit Unrecht nennt ihn sein gescheiter Freund Paklin den „Romantiker des Realismus“. Sein romantischer Charme, der ihn selbst so unglückselig verstimmt, macht ihn gerade zu einem so liebenswürdigen Jungen und zieht die Kameraden mit zärtlicher Liebe zu ihm hin. Wahrlich, der Jugend voll sehnsüchtigen Dranges nach einem fernen, unklaren Ziel, voll zarter Keuschheit und stiller Schwermut, voll weltschmerzlicher Verzagtheit bis zum Tode, — dieser Jugend ist nie ein schöneres Lied gesungen worden; und denkt man die politische Nüance hinweg, so ist das nicht eine neue Generation einer bestimmten Zeit, sondern jede liebenswürdige Jugend jeder Zeit.

Der ehrliche Neschdanow im Hause der Sipjagins, in der Welt des Blendwerks und der Lüge, leidet zunächst nicht allzustark unter moralischen Bedenken, sondern fügt sich mit guter Laune in den vornehmen Ton des Müßigganges eines komfortablen Landlebens, schaut zu den

weißen Wolken, die am Frühlingshimmel, ihre Brust abrundend wie große, träge Vögel, über das stille Leben schweben. Aber er darf nicht träumen, denn „das Werk" ist da und wartet. Er findet auch an Sipjagins Tisch einen Menschen, der ihn daran gemahnt. Das ist Marianne, Sipjagins Nichte, die Tochter eines degradierten Generals, eine Waise, die das Gnadenbrot des Oheims ißt und einen heimlichen, ununterbrochenen Kampf gegen ihre Verwandten kämpft. Sie ist nicht hübsch, aber ihr Wesen atmet Kraft und Kühnheit. Ihre Augen sind groß und glänzend; und wenn sie die Freiheit und Leidenschaftlichkeit ihrer Seele widerstrahlen, wenn der finstre Zug von ihrem Antlitz weicht und wenn ihre Lippen sich mit dem Ausdruck der Begeisterung öffnen, dann ist sie wunderbar schön. Sie haßt diese ruhigen, reichen, satten Menschen, von deren Gunst sie leben muß, und ein Durst nach Unabhängigkeit verzehrt sie und ein Drang nach einer Tätigkeit, die allen Unterdrückten und Leidenden Hilfe bringen soll. Doch sie fühlt, daß sie nichts weiß und nichts versteht und nicht aus eigener Kraft nützen kann. Da spinnen sich die Fäden zwischen ihr und Neschdanow, zwischen den zwei Heimatlosen, deren Schicksal und Lebensziel gleich sind. Auch in ihrer Seele schlummert, ihr selbst ein Geheimnis, die verachtete Sehnsucht nach dem Schönen. Ein Freimaurerbund vereint die beiden, eine Kameradschaft, eine Liebe. „Es ist seltsam," — sprach er — „wir haben uns einander unsere Liebe offenbart, ja wir lieben einander, und kein Wort ist davon zwischen uns gesprochen worden." „Wozu auch Worte?" flüsterte Marianne und schlang plötzlich ihre Arme um seinen Hals und lehnte ihr Haupt an seine Schultern, . . . aber sie küßten sich nicht einmal; das wäre zu gewöhnlich gewesen, — wenigstens hatten beide das Gefühl — und sie

trennten sich sofort, nachdem sie einander fest die Hand gedrückt. Keine sorglose Liebeständelei; sie wollen arbeiten miteinander und zusammengehen bis ans Ende der Welt. „So nimm denn meine Hand . . . nur küsse sie nicht . . . und drücke sie fest als Kamerad, als Freund . . . so, so! Und zusammen gingen sie nach Hause, schweigend, glücklich . . . Das junge Gras streifte schmeichelnd ihre Füße, das junge Laub säuselte um sie her, die Licht- und Schattenflecke glitten rasch über ihre Kleider, und beide lächelten über dies lebhafte Lichtspiel, über die fröhlichen Windstöße, über das frische Schillern des Laubwerks, über ihre eigene Jugend — und über einander."

Aber wo bleibt „das Werk"? Frau Sipjagin hat einen Bruder, Markelow. Ein armer, hagerer, trockener, galliger Edelmann, doch ganz aus der aristokratischen Art geschlagen, ein Pechvogel, vom Leben gestoßen und getreten, — so ist er einer der „Unsrigen" geworden. Ein unklarer Kopf, aber eine ehrliche Haut; ein Freund der Bauern, die ihn nicht verstehen; ein Fanatiker, der nicht warten kann, sondern eine schnelle Erhebung des Volkes herbeisehnt. In seinem Hause trifft Neschdanow seine Gesinnungsgenossen wieder, schmiedend an dem großen Werk. Was ist denn aber dies Werk? Eine Umwandlung aller Dinge soll sich verwirklichen, — mehr wissen selbst die Werkmeister nicht zu sagen. Eine geheime, tiefsinnige Korrespondenz bindet die Genossen, stets warten sie auf geheime Instruktionen aus einem geheimen Hauptquartier, die Agenten reisen zwecklos zwischen Petersburg und Moskau und Genf hin und her, Broschüren werden verteilt, in Tabaksqualm und Biergeruch wird diskutiert und debattiert, und wie Schneeflocken wirbeln in der erhitzten Atmosphäre die großen Worte durcheinander „Fortschritt, Regierung, Literatur, Steuerfrage,

Kirchenfrage, Frauenfrage, Gerichtsfrage, Klassizismus, Realismus, Nihilismus, Kommunismus, international, klerikal, liberal, Kapitalismus, Administration, Organisation, Association und sogar Kristallisation."

Nun stehen jedoch die Bauern und die Fabrikarbeiter verständnislos für das Heil da, das man ihnen bringen will, und man fühlt, die junge Generation kennt die Welt gar nicht, die sie auf den Kopf stellen will. So bleibt das Treiben sinnlos, und alle Anstrengungen sind Lufthiebe eines Komödienspiels. „In der Gesellschaft keine Sympathie, im Volke kein Verständnis für die Situation, — diese Nuß knacke mir einer!" sagt Neschdanow ganz treffend.

Neschdanow flieht mit Marianne aus dem Hause Sipjagins zu seinem Freunde Solomin. Hier wollen die Liebenden die graue Theorie in die Praxis übersetzen; sie wollen „unter das Volk gehen". Es ist rührend, wie sie sich „vereinfachen". Marianne schlüpft aus ihrem Petersburger Modekostüm in ein verwaschenes, buntes Kattunkleid und beginnt Schüsseln zu waschen, Hühner zu rupfen, Kinder und Kranke zu pflegen. Mit der Tüchtigkeit, die der russischen Frau in höherem Maße eigen ist als dem Mann, füllt sie ihren Platz aus. Aber der arme Neschdanow! In seinem gelben Nankingrock, der ihm das Ansehen eines kleinstädtischen Viehhändlers gibt, erscheint er völlig deplaziert, nicht viel besser als ein Hanswurst. Und als er, die Taschen mit Flugschriften gefüllt, auf die Propaganda zu den Bauern zieht, empfängt man ihn mit Spott und Drohungen; und als er mit ihnen in der Branntweinschenke fraternisiert, streckt ihn der widerliche Fusel nieder, daß man ihn betrunken nach Hause bringt. Sein nervöses, feinfühliges Aristokratenblut schickt sich nicht zur grobknochigen Demagogie. Dazu fehlt ihm

der Glaube, der da Berge versetzt; und der Zweifel wächst nach seinen Mißerfolgen und seiner Demütigung immer größer, der Zweifel an sich selbst und an seinem Werk. Da hält er sich für bundbrüchig, er streicht sich aus und springt in den Abgrund. So gibt er die Geliebte frei, deren Vertrauen er mit seinem eigenen Selbstvertrauen schwinden sah. Es ist so unsäglich traurig, wie der Arme in Mariannes Zimmer tritt und das Fußende ihres schmalen Bettes mit einem einzigen stummen Aufschluchzen seiner Lippen küßt und dann mit dem Revolver hinunter geht zu dem alten Apfelbaum im Gärtchen. Er schickt seine Augen zu dem kleinen Fenster hinauf, hinter dem ihm ein Asyl kurzen Glücks und Friedens bereitet war. „Er denkt: wenn mich jemand in diesem Augenblick sieht, dann verschiebe ich es vielleicht. Aber nirgends zeigte sich ein menschliches Gesicht. Alles war wie ausgestorben, alles wandte sich von ihm ab, entfernte sich auf immer, überließ ihn der Willkür seines Schicksals. Nur die Fabrik sandte ihm ihr dumpfes Dröhnen und ihre häßlichen Gerüche, und von oben herab begann in feinen, scharfen Tröpfchen ein kalter Regen sich zu ergießen. Da blickte Neschdanow durch die gewundenen Zweige des Baumes, unter welchem er stand, zu dem niedrigen, grauen, teilnahmslos blinden, nassen Himmel auf, gähnte, schüttelte sich und dachte: Es bleibt mir ja nichts anderes übrig! — Er warf seine Mütze von sich, und zum voraus in allen seinen Gliedern eine gewisse süße, heftige, beklemmende Spannung empfindend, hielt er den Revolver gegen die Brust und drückte auf die Feder des Hahns.“ — — Sterbend legt er Mariannens Hand in die Hand seines Freundes Solomin. Neschdanow war ein Hamlet in einer Zeit, die Charaktere fordert.

Markelows voreiliger Putsch mißlingt, seine eigenen

Bauern sind taub gegen den Freiheitsruf und liefern ihn aus. Er ist ein Phantast, und Neschdanows Genossen alle sind Phantasten, die von Barrikaden schwatzen, die doch keiner baut.

Dem Solomin gehört die Zukunft. Er hat keine Nerven, aber Selbstvertrauen und Gleichgewicht; er ist aus dem Volke hervorgegangen und Arbeiter geblieben; er ist gründlich gebildet und in seiner fachmännischen Tätigkeit ein bewunderter Meister; er ist einfach, wahrhaftig, natürlich. Mit klarem Blick und gesundem Menschenverstand sieht er ebenso gut durch alle Phrasen und durch die Hohlheit des Volksbeglückungssystems hindurch, wie durch Sipjagins gouvernemental-liberale Kunststückchen. Er ist kein schnellfertiger Heilkünstler der sozialen Wunden, — aber er ist ein famoser Bursche, der sich überall durchbeißt und das Erreichbare erreichen wird.

Der bissige Paklin aus der Familie Potugin spricht den Epilog: Es ist eine Lust zu leben! Stillstand, Langeweile, Leere überall in der russischen Gesellschaft, überspanntes Slawophilentum in der Literatur und Kunst. „Das Volk im tiefsten Elend; die Steuern haben es vollständig zu Grunde gerichtet, und die einzige Reform, welche zu stande gekommen ist, besteht darin, daß die Bauern jetzt Mützen tragen und die Bäuerinnen ihren landesüblichen Kopfputz abgelegt haben . . . Und der Hunger! Und die Trunksucht! Und die Kornwucherer!"

Die Saiten springen dem Dichter, und ohne daß ein freudiger Ton sonniger Hoffnung im Herzen nachklingt, endet die Tragödie aller dieser Basarows und Neschdanows. — Das Volk ist ein Siebenschläfer. Neschdanow hatte das einst in Versen ausgedrückt:

. . . . In tiefem, tiefem Schlaf liegt Stadt und Land;
Bei Tage und bei Nacht, im Liegen, Sitzen, Stehen,

In den Telegen, in den Schlitten, leicht bespannt, —
Sie alle schlafen, tief im Tal wie auf den Höhen;
Die Wächter schlafen einsam auf der stillen Wacht,
Es weckt sie nicht des Winters Frost, der Sonne Glühen;
Der Kaufmann schreitet schlafend neben seiner Fracht,
Und der Beamte schläft bei seines Amtes Mühen;
Der Richter schläft, der Angeklagte, Herr und Knecht,
Der Bauer, der sich plagt vom frühen Morgenscheine, —
Sie alle schlafen; der geschlagen wird, der schlägt,
Und nur das Laster in der Schänke wacht alleine:
Das ganze heil'ge Rußland schläft, vom hohen Pol
Bis zu dem Kaukasus, — es schlafe ewig wohl!

Der junge Poet hatte seinen Zeilen das Postscriptum zugefügt: „Ja, unser Volk schläft . . . Aber ich glaube, wenn es durch irgend etwas geweckt wird, dann wohl nicht durch das, wodurch wir es zu wecken gedenken."

Der anonyme Verfasser des bekannten Buches „Aus der Petersburger Gesellschaft" (Leipzig 1880) schätzt die Bedeutung, die Turgenjews Erzählung „Die neue Generation" für die europäische Kenntnis russischer Zustände und zugleich für die neuere russische Sittengeschichte hatte, als unermeßlich. Bei seinem Erscheinen wurde das Buch als tendenziös und pessimistisch verschrieen, als aber die Ereignisse der nächsten Jahre das Treiben der jungrussischen Revolutionspartei auf offener Scene zeigten, bestätigte sich in fast verblüffender Weise, wie richtig der Dichter auch diesmal den Moment erfaßt hatte. Die Geschichte der Wera Sassulitsch, Mirskys, Myschkins, Ssolowjews — die Reihe der unheimlichen Attentate bis zur Ermordung des Zaren Alexanders II. — nicht als einen Haufen wirrer, unverständlicher Tatsachen, sondern als Erscheinungen, die dem Boden der russischen Gesellschaft naturgemäß entsprießen mußten, betrachtet sie der, der die „neue Generation" gelesen hat.

Der gesunde Geist des jungen Geschlechts hat dann auch, als die Erregung und Entrüstung über sein Spiegelbild einer vernünftigen Selbsterkenntnis Raum bot, den Dichter, den es verfehmt und proscribiert hatte, mit warmherzigem Triumph in seiner Heimat gefeiert.

Turgenjews Kunst, eine Situation fest und greifbar hinzustellen, daß sie im Geiste des Lesers mit der überzeugenden Kraft eines unvergeßlichen Bildes zurückbleibt, und seine andere Kunst, die Charaktere mit ihrem Detail so zu modellieren, daß sie voll atmenden Lebens mitten unter uns stehen, — das alles mußte ihn verführerisch reizen, seinem Talent auch die Bühne zu erobern. Und doch konnte das Wagen kaum gewinnen. Der Novellist stand hier dem Dramatiker im Wege.

Das Weiche und Fließende seines Temperaments, das der strengen Zucht der überlegenden und überlegenen Vernunft nur ungern sich fügte, läßt schon in seinen Erzählungen den Stoff oft der Hand entschlüpfen und die Fülle über den Rand der Form hinausgleiten. Die Ästhetik rügt den Mangel an geschlossener Komposition; der Leser fühlt ihn kaum, so sehr freut er sich an dem leicht gefälligen Fluß der Rede, der ihn sanft an immer neuen dichterischen Schönheiten vorüberführt. Das Drama jedoch fordert kategorisch ein energisches Zusammenraffen der Kraft zu einer kunstvoll scenischen Form, daß der Hörer sich nicht in Sinnen und Träumen verliert, sondern von einem festen Zügel widerstandslos fortgerissen wird. Bei einem Turgenjewschen Drama verharrt der Zuschauer meist in kühlem Gleichmut; er sieht, ohne den Anhauch frischer Lebenswärme von der Bühne her zu fühlen, dem schleppenden Gang der Handlung zu, auch wenn er spürt, daß dieser oder jener Charakter sich einer ernsteren Studie lohnte.

Turgenjew dichtete in den Jahren 1843 bis 1851 eine ganze Reihe dramatischer Werke: „Unvorsichtigkeit", „Ohne Geld", „Allzudünn reißt oft", „Der Hagestolz", „Ein Monat auf dem Lande", „Die Provinzialin", „Ein Imbiß beim Adelsmarschall", „Das Gnadenbrot", „Ein Gespräch auf der Landstraße". Nächst dem „Gnadenbrot" mit der erschütternden Tragik des armen, alten, gehänselten Edelmanns Kusowkin hat „Ein Monat auf dem Lande" („Natalie") auch auf deutschen Theatern Erfolg gehabt. (Übersetzung und Bearbeitung von Eugen Zabel.)

Im ruhigen Gleichklang der Tage hat Natalie Petrowna, die schöne, nicht mehr junge Frau eines Gutsbesitzers, der sie herzlich liebt, dahingelebt, als in den stillen Kreis ihres Hauses der Friedensstörer tritt. Das ist Lorin, der Hauslehrer, ein unfertiger Charakter, scheu und versteckt unter den Erwachsenen, übermütig knabenhaft unter der Jugend. Nur mühsam erklärt sich, daß Natalie den Reiz empfindet, sich gerade ihm an die Brust zu werfen und mit ihm aufzuleben. Nie hat sie bisher die flammende Liebe gekannt; es weht sie aus Lorins Naturburschentum etwas wie die frische Natur selbst an. Und ihre kühle Verständigkeit geht mit ihr durch.

Die Liebe, die in Turgenjews Novellen den Mann zerreißt, wird hier zum Schicksal, das die Frau aus ihrer Bahn wirft und mit dem widerstandslosen Opfer spielt. Ein Zufall eröffnet dem bestürzten Lorin, daß Natalie, die hohe, unnahbare Frau, zu der er auch in Gedanken nie seine Augen erhoben hat, ihn liebt. Da wird der Ungeschickte voll Feuer und Kühnheit, und von dem unerwarteten Glück berauscht, will er den Himmel stürmen. So packt auch ihn der Dämon der Liebe mit Geierklauen und trägt ihn fort. Doch Turgenjew hat nicht den Mut, das Schicksal in seiner ganzen rohen Gewalt

sich nun austoben zu lassen. Es lebt da ein Freund im Hause Nataliens; der ahnt den kommenden Sturm. Und er redet zu Lorin: „Liebe ist nicht das Höchste, Frauenliebe saugt uns aus, macht uns zum Sklaven. Retten Sie Ihre Freiheit! Retten Sie Ihre junge Zukunft, die so strahlend vor ihnen liegt". Lorin siegt über die Leidenschaft: „Ich habe die Pest in dieses Haus gebracht und alle angesteckt . . . Ich will fort . . . in die Freiheit!" Und in demselben Moment, in dem die Liebe aus der ernüchterten Natalie ihre Krallen zurückzieht, greift Lorin zur Pistole und tötet sich.

Turgenjew war nicht verblendet. Er hat sich, als der Erfolg seiner Versuche seinen Erwartungen nicht entsprach, selbst das Talent zur dramatischen Dichtkunst abgesprochen.

IX

Spaßkoje

Tolstoi und Dostojewsky sind wenig über die Grenzpfähle der russischen Kultur hinausgekommen; sie sind Russen von ganzer Seele, Russen mit Blut und Nerven; Turgenjew aber glaubt man bei der leisesten Berührung anzufühlen, daß seine Künstlerpersönlichkeit unter der Sonne Deutschlands und Frankreichs gereift ist. Das Geschick hatte ihm die liebenswürdigsten Charaktereigenschaften, einen nach aller Schönheit greifenden Geist und einen wehmütig warmen Gefühlston geschenkt, aber es vergaß nicht, den Fluch hinzuzufügen, mit dem es den gesamten geistigen Vortrab des erwachenden Rußlands getroffen hat: den Fluch der Heimatlosigkeit. Doch Heimatlosigkeit ist nicht gleichbedeutend mit Vaterlandslosigkeit.

Auf russischem Boden spielen — mit wenigen Ausnahmen — alle seine Geschichten, und seine Gestalten sind russische Individuen. Die Heimaterde blieb ihm die Mutter, die ihn stets mit neuer Kraft versah, wenn er sie berührte. „Lache, wenn du willst," schrieb er 1879 auf einem Sprunge nach Rußland an Flaubert, „aber der Gedanke, mich in diesen bourbier zu stürzen bis an den Hals, hat mich beruhigt und meine nervöse Überspanntheit beseitigt." Und in einem anderen Briefe (1872)

schwärmt er von seinem russischen Landsitze: „Diese Alleen eines alten Gartens auf dem Lande, ganz voll von ländlichen Düften, von Erdbeergeruch und Vogelgesang, von Sonnenstrahlen und Schatten! Alles verschlafen und ringsum zweihundert Morgen wogenden Roggens — o, das ist köstlich! Man taucht wie aus einem kräftigenden Bade daraus hervor.“ Hier ward ihm jene Ruhe, jene vollkommene Ruhe, deren Reiz darin besteht, stumm und fast mechanisch die breiten, mächtigen Lebenswogen zu beobachten, die unaufhörlich in uns und um uns fluten.

Nach dem großen Brande, der 1870 Turgenjews Vaterhaus in Spaßkoje zerstört hatte, war von dem umfangreichen hufeisenförmigen Herrenhofe nur ein bescheidenes Stück wieder aufgebaut. Ein helllila gestrichener Holzbau. Die obere Etage ist unbewohnt, ihre Fensterläden sind vernagelt. Der Einrichtung fehlt der moderne Komfort, aber sie ist altmodisch bequem. Im dämmerigen, niederen Arbeitszimmer steht der Schreibtisch mit dem Rohrsessel davor und an der Wand das breite, gemütliche Ledersofa, das den Dichter so oft zur Untätigkeit verlockt. Kupferstiche von nicht hohem Wert hängen hier und dort, und aus der Ecke schaut ein altes Heiligenbild von byzantinischer Arbeit, in Silber gerahmt. Ganz geschwärzt ist es schon, daß man nur noch den großen, starren, geisterhaften Ausdruck des Gesichts wahrnimmt. Eintönig zirpt das Heimchen, als leide es unter der Langeweile; die kleine Wanduhr tickt, und hinter der Tapete nagt und kratzt eine Maus. Haus und Feld draußen sind ringsum in ewigen Schlaf versenkt. Ein bleicher Goldton überzieht den Himmel und auch die Erde mit all' ihrem Grün, und nur die langen Linien, die weiten, einförmigen Flächen geben der unbewegten Landschaft einen Zug von Großartigkeit. Hier tobt kein Kampf, bebt keine Erregung,

und das Leben, das sich immer gleich bleibt, zieht den in seinen Bann, der sich ihm ergibt. — Man denkt wohl daran, wie Lawretzky aus der Fremde in sein „Adliges Nest" heimkehrt und nun an seinem alten Fenster sitzt und unbeweglich vor sich hinstarrt: Ein feines, leises Stimmchen läßt sich vernehmen, aus den Nesseln scheint der summende Ton herüberzudringen; eine Mücke nimmt die Weise auf und begleitet sie. Nun ist das erste Lied verstummt, aber die Mücke schwirrt und summt noch immer. Durch das eintönige Sumsen der Fliegen vernimmt man jetzt das Brummen einer Hummel, die fortwährend ihren dicken Kopf an die Zimmerdecke stößt ... Auf der Straße kräht ein Hahn und zieht den letzten Ton mit unglaublicher Hartnäckigkeit in die Länge ... Nun vernimmt man das Rasseln eines Wagens und dann das Kreischen einer Türe, die sich in den Angeln dreht ...

Am Abend tritt der Dichter auf die epheuberankte Veranda hinaus mit einem Briefe Flauberts in der Tasche, den ihm der Tag gebracht hat. Die Gedanken, die zu dem fernen Freunde wandern wollen, reißt der Augenblick zurück. Da ist ein Bild, das der Pariser Grazie freilich ermangelt: Sechzig russische Bäuerinnen tanzen auf dem Rasen wie die Murmeltiere und die Bären; die roten Röcke fliegen, und sie singen mit krächzender und harter, aber richtiger Stimme. Häßlich sind sie alle, nur eine junge sechzehnjährige Frau, die eben vom Fieber gesundet ist, hat das Madonnengesicht der Dresdener Sistina.

In Daudets „Briefen aus meiner Mühle" ist eine kleine Geschichte vom Heimweh. Ein Trommler kam aus Paris auf Urlaub in sein Heimatdorf gegangen; nun, schon nach den ersten Tagen, langweilt er sich auf dem Lande und nimmt eine Trommel und schleicht in den Wald und trommelt und trommelt und träumt dabei von

seiner Kaserne, — — und in dem Dichter, der ihn trommeln hört, rüttelt das Ran plan plan dieselbe Sehnsucht plötzlich auf ... „Dort in den Pariser Kasernen vermißten wir die blauen Voralpen und den Geruch des wilden Lawendels; hier mitten in der Provence fehlt uns die Kaserne ... Krank vor Heimweh glaube ich beim verhallenden Trommelschall mein ganzes Paris zwischen den Fichten vorüberkommen zu sehen ... Ach, Paris, ... Paris ... immer Paris!"

So sehnte sich Turgenjew aus dem Straßenlärm der Seinestadt nach der Stille von Spaßkoje, und in Spaßkoje überkam ihn der Überdruß an der ländlichen Ruhe. Dann fühlte er sich in seinem Pathmos triste comme un bonnet de nuit. Aber eins steht fest, daß ihn nirgends größerer Schaffensdrang berauschte als daheim. An diese fruchtbaren Stunden hat er im Alter genug denken müssen. „Früher liebte ich die Arbeit," sagte er zu einem Freunde, „wie man eine Frau liebt. Es war mir eine wahre Wonne, zu dichten und zu sinnen. Dann hatte ich auch nie ein Bedürfnis nach menschlicher Gesellschaft. Ich isolierte mich auf meinem Landgute. Dort hatte ich ein kleines Zimmer, eine Art Bauernstube; nur ein weißer Holztisch und ein Stuhl standen darin, — und da arbeitete ich monatelang." ... „Wenn du nach Spaßkoje kommst, grüß' mir mein Haus, grüß' mir den Garten und meine Lieblingseiche, grüß' mir die Heimat, die ich wahrscheinlich niemals wiedersehen werde!"

Schon der Winter des Jahres 1855 hatte Turgenjew mit dem Grafen Leo Tolstoi zusammengeführt, dessen Gut Jasnaja Poljana nicht allzuweit von Spaßkoje entfernt liegt. Der siebenundzwanzigjährige Artillerieoffizier hatte damals den Soldatenrock ausgezogen, und die Schriftstellerkreise empfingen gern den jungen Dichter,

den eben seine Sewastopol-Erzählungen schnell berühmt gemacht hatten. Wie eine Hornisse fuhr der heftige Neuling in den Petersburger Literatenschwarm, und es kitzelte ihn besonders, sich an dem um zehn Jahre älteren Turgenjew zu reiben. Es war einst in Nekrassows Wohnung. Nach einer heftigen Debatte schmollte Tolstoi und warf sich im Mittelzimmer auf das Sofa. Turgenjew aber lief, die Schöße seines langen Rockes auseinanderschlagend und die Hände in die Hosentaschen vergrabend, durch alle drei Zimmer auf und nieder. Der Hausherr trat, um einer Katastrophe vorzubeugen, begütigend an Tolstoi heran: „Aber mein lieber Leo Nicolajewitsch, regen Sie sich nur nicht auf, Sie wissen ja gar nicht, wie der Turgenjew Sie schätzt und liebt!“ — „Ich kann ihm trotz alledem nicht erlauben, daß er mich provociert,“ schreit Tolstoi, „jetzt läuft er wieder absichtlich immer an mir vorbei und wedelt mit den Rockschößen, obgleich er weiß, daß mir das zuwider ist!“

In Spaßkoje, in Petersburg, in Paris ist Tolstoi bei Turgenjew zu Gaste gewesen, und dieser hat die Besuche in Jasnaja Poljana erwidert. Mit der Neidlosigkeit einer großen Seele verfolgte Turgenjew den wachsenden Ruhm des Landsmannes, der ihn selbst in Schatten stellte; und die volle Anerkennung, die er dessen Werken zollte, fällt um so schwerer ins Gewicht, als das gute Einvernehmen zwischen beiden sehr oft gefährdet war. Auf der einen Seite der weltmännische Turgenjew, mit dem Schliff der vollen europäischen Kultur und mit dem weichen, sensiblen Gemüt, — und auf der anderen der starre, ungelenke Tolstoi, der, verschanzt hinter seinem Russentume, den freien Standpunkt einer universalen Bildung trotz seiner genialen Größe nicht gewinnen konnte.

Turgenjew begeisterte sich wie ein Jüngling für jeden, in dem er einen Funken von Talent erkannte. So begann er nach der ersten Bekanntschaft den jungen Nachbar zu hegen und zu pflegen und ihn unwillkürlich zu erziehen. Doch dem herben Tolstoi war nichts unbequemer als ein Mentor, dessen literarisches Prestige ihm nicht einmal sonderlich imponierte. Und dann fühlte Turgenjew wieder ein Unbehagen vor den funkelnden, tiefliegenden Augen des Zeloten, den im Disput die Sucht fortriß, den Gegner unbarmherzig festzunageln, wo er eine Schwäche verriet. Es stachelte Tolstoi förmlich, die ruhige Selbstbeherrschung des anderen durch paradoxe Einwürfe aus der Balance zu bringen, wie denn seine Behauptung, daß Shakespeares „König Lear" ein Blödsinn sei, selbst einen schlafenden Löwen reizen mußte. Sobald die beiden räumlich getrennt waren, sänftigten sich gewöhnlich schnell die Gemüter. Der Verkehr zwischen ihnen war so ein fortwährendes Brückenschlagen und Brückenabbrechen.

In Spaßkoje war 1861 Tolstoi mit dem Dichter Fet und einigen anderen Herren zu Gaste. Man saß eines Tages beim Frühstück, als jemand das Gespräch auf Turgenjews natürliche Tochter brachte und Tolstoi laut und taktlos eine verletzende Bemerkung dazwischen warf. Hier verlor Turgenjew seine Selbstbeherrschung, daß er mit erregter Stimme schrie: „Schweigen Sie, oder ich werfe Ihnen meine Gabel an den Kopf!" Eine scharfe Forderung folgte, und Rußland blieb nur mit knapper Not vor dem Schmerze bewahrt, daß wieder einer seiner großen Söhne das Schicksal Puschkins und Lermontows teilte. „Die Schuld liegt an mir," schrieb Turgenjew mit Bezug auf die Scene an Annenkow, „aber alles dies war nur das Resultat einer alten Feindschaft und einer Antipathie unserer beiden Naturen ... ich

habe ihn nie geliebt." Erst 1878 fand eine völlige Aussöhnung statt. Die Initiative ergriff diesmals Tolstoi mit einem sehr freundschaftlichen Brief, auf den sofort Turgenjew im wärmsten Tone antwortete. Als er dann bald darauf nach Rußland kam, eilte Tolstoi mit raschem Impuls zu ihm, umarmte ihn mit Herzlichkeit und führte ihn mit sich nach Jasnaja Poljana. Seitdem blieb das Einvernehmen ohne Störung, und Turgenjew dankte dem freundlichen Geschick, das die Menschen älter und vernünftiger macht. Als er zum letzten Male in Rußland weilte, bestand eine rege Gastfreundschaft zwischen Jasnaja Poljana und Spaßkoje, und fast übermütig froh gingen den Freunden die Tage dahin.

In seiner gärenden Jugendzeit hatte Tolstoi, der einseitig allein die ethische Seite am Menschen gelten lassen wollte, in Turgenjew nur einen Phraseur gesehen und seine gesellschaftlichen Formen als Charakterschwäche gedeutet. Seine Erzählungen hat er später zwar gerechter gewürdigt, aber mit voller Sympathie hat er sie nie beurteilt, — abgesehen von dem „Tagebuch eines Jägers". Im Jahre 1861 besuchte er den Einsiedler von Spaßkoje, der eben „Väter und Söhne" beendet hatte. Turgenjew legte auf Tolstois Beurteilung Gewicht und gab ihm das Manuskript. Der streckte sich auf das Sofa und begann zu lesen. Bald aber fand er den Roman unnatürlich konstruiert und im Grunde unbedeutend; er konnte der Müdigkeit nicht mehr wehren, die ihn überfiel, und schlief ein. Nach einer Weile erwachte er mit einer sonderbaren Empfindung und sah, als er die Augen aufschlug, wie gerade Turgenjews große Gestalt sich aus der Türe schob.

Keiner hat mehr getan, um Tolstoi in Frankreich bekannt zu machen, als Turgenjew, und immer wieder

wärmte er in seiner Seele den Plan, die Romane des Landsmannes zusammen mit Madame Viardot ins Französische zu übertragen. In einem Briefe an Flaubert (1880) nennt er Tolstoi le premier écrivain contemporain, und nachdem er Flauberts Interesse für ihn erweckt hatte, beeilte er sich, die schwerwiegende Anerkennung des französischen Realisten an Tolstoi gelangen zu lassen.

Im Jahre 1881 weilte Tolstoi in seiner Bauernbluse auf Turgenjews Landgut. Nach seinem Abschied nahm Turgenjew wieder den Roman „Krieg und Frieden" zur Hand. Es entzückte ihn von neuem die Stelle, wo zwei Bataillone des sechsten Jägerregiments zum Angriffe vorgehen. Er las sie meisterhaft seiner Tafelrunde vor und schloß: „Ich kenne in keiner der europäischen Literaturen etwas Großartigeres als diese Schilderung. Das ist eine Schilderung! So muß man schildern!" Er ging dann im Gespräch auf „Anna Karenina" über und machte seine Ausstellungen an der Gestalt Lewins und seiner Liebe zu Kitty. „Glaubst du," sagte er, zu einem Freunde gewandt, „daß Lewin überhaupt irgend jemand lieben könne? Nein, die Liebe ist eine jener Leidenschaften, die unser Ich vernichten, uns zwingen, gewissermaßen uns selbst und unsere Interessen zu vergessen, — Lewin aber ist durch und durch Egoist."

Auf dem Wege seiner moralphilosophischen Ideen vermochte Tolstoi den Landsmann nicht nach sich zu ziehen. Turgenjews künstlerischer Lebensnerv bebte, wo man nach seinem Empfinden mit Keulenschlägen auf den Kulturbesitz der Menschheit losging.

Bei seinem letzten Besuche in Jasnaja Poljana saß er mit dem Gastfreunde beim Schach. Das philanthropische Thema wurde berührt, und Tolstoi äußerte sich, der Mensch müsse alles, was er besäße, den Armen geben; und wer

sich dieser Pflicht entzöge, sei verächtlich wie ein Dieb. Turgenjew war geneigt, das Gespräch leichthin zum Scherzhaften zu wenden, und meinte, dann gebühre auch alles, was im Zimmer sich befände, den Armen — auch der Spieltisch. „Auch dieser!" stimmte Tolstoi ernsthaft zu.

Noch von seinem Sterbelager wandte Turgenjew die Gedanken dem fernen Freunde zu; er beschwor ihn, nicht der Literatur zu entsagen und nicht in seiner philanthropischen Tätigkeit aufzugehen.

Mit Turgenjews und Tolstois Namen verbindet man gern den Dostojewskys. Er war drei Jahre jünger als Turgenjew. Als im Jahre 1846 seine Novelle „Arme Leute" erschien, entflammte das Buch Belinsky zu stürmischer Freude. Turgenjew aber vermochte in diesem Enthusiasmus des Kritikers nur ein Zeichen abnehmender Geisteskraft zu sehen. In einem spitzen Epigramm hatte er selbst zu dem jungen Schriftsteller Stellung genommen, den der frische Lorbeer nach seiner Meinung zu frühzeitigem Dünkel trieb: „Dostojewsky, jung und aufgeblasen — Ritter von der traurigen Figur! — Wie ein Hitzbläschen entstanden — Auf dem Nacken der Literatur." Ein freundlicher Briefwechsel bestand eine Zeitlang zwischen beiden. Durch Dostojewskys Schuld wurde er abgebrochen. Diese Kluft ward unüberbrückbar. Der Instinkt einer von der Natur tief angelegten Gegnerschaft auf allen Gebieten und in allen Anschauungen hielt sie auseinander, den liebenswürdigen, westeuropäisch geformten Grandseigneur und den starren Slawophilen, den Meister der Enterbten. Es war ein heimtückisches Attentat, als Dostojewsky in seinem galligen Roman „Die Dämonen" (1873) Turgenjew in der Figur des krankhaft eitlen, kleinlichen Schriftstellers Karmanzinow karikierte.

Da verlor denn auch der Angegriffene seinen humanen Gleichmut, wenn er auf den Gegner zu sprechen kam, der ihm als Mensch und Schriftsteller durchaus antipathisch war und ihm ungeschliffen und doch überempfindlich erschien. Er nannte ihn wohl den Marquis de Sade der russischen Literatur, und als er von den Ovationen vernahm, die dem Verstorbenen gebracht waren, konnte er seinen bitteren Groll nicht zurückdrängen. „Unser Publikum," sagte er, „ist in der Tat ganz eigentümlich; früher flocht es mir Kronen, der ich immer liberal gewesen bin, und jetzt feiert es das Andenken eines Dostojewsky, eines Reaktionärs, der immer und mit aller Macht die freien Ideen ersticken wollte, eines Anhängers von Katkow!.. Man nennt ihn einen Moralisten . . . Der ein Moralist!"

Fürst Wolkonsky gedenkt in seinen „Bildern aus der Geschichte und Literatur Rußlands" eines persönlichen Erlebnisses, das ihn mit Turgenjew und Dostojewsky zugleich an einem Winterabend des Jahres 1879 in Petersburg zusammenführte. Da, bei einer öffentlichen Vorlesung, bezauberte Turgenjew die Hörer mit einer reizenden Erzählung aus dem „Tagebuch eines Jägers". Und ein lodernder Jubel belohnte ihn. Als aber dann der kränkliche Dostojewsky ein Kapitel aus seinem Roman „Gebrüder Karamasow" vortrug, war das Auditorium zu einer schrankenlosen Begeisterung hingerissen, wie sie Menschen ergreift, wenn ihr ganzes Wesen mit all den Prüfungen der Vergangenheit und all den Hoffnungen der Zukunft bis auf den Grund erschüttert wird.

Vortrefflich versteht diese kleine Episode das Geheimnis der Popularität Turgenjewscher und Dostojewskyscher Erzählungskunst zu erklären.

X

Paris

„Unser Vaterland kann einen jeden von uns entbehren, aber keiner kann auf sein Vaterland Verzicht leisten . . . Der Kosmopolitismus ist eine Albernheit ... Außerhalb der Nationalität ist weder eine Kunst noch eine Wahrheit . . ." Als Turgenjew so von Rudin sprach, ahnte er nicht, daß ein großer Bruchteil seines eigenen Lebens im Auslande dahingehen sollte. Auf Baden-Baden folgte Paris. Über den stillen Waldfrieden des Oostales dröhnte in den Augusttagen des Jahres 1870 ein dumpfes, fernes Krachen. Drüben im Elsaß flogen die preußischen Granaten nach Straßburg hinein. „Es ist sehr peinlich und traurig," schieb der Dichter, „aber es muß sein." Da die Viardots nicht in Deutschland bleiben konnten, endete auch Turgenjews Schwarzwaldidylle, Tage voll ruhigen Glücks und freudigen Schaffens. Reisen führten ihn nach England und Schottland, und als der Friede endlich kam, nahm er dauernd seinen Aufenthalt in Paris.

In den „Visionen" sieht er diese Stadt zu seinen Füßen liegen, die Tuilerien, die Saint-Roch-Kirche, den boulevard des Italiens, Haufen Volks, alte und junge Gecken, Blusenmänner, Frauen in prächtiger Toilette. Die Ladenfenster, die Restaurants und Kaffeehäuser erstrahlen im hellsten Lichterglanz; Omnibusse und Drosch-

ken rollen den Fahrweg entlang, — überall Leben, Licht und Glanz, — und doch zieht es zu der reinen Höhe des Äthers wie ein heißer, roter, schwerer, übelriechender Dampf hinauf. Die grelle Stimme einer Straßendirne, verletzend wie der Stachel eines Ungeziefers, tönt dazwischen; und dann blickt ein starres, flaches, knochiges, gieriges Gesicht hindurch, weiß und rot geschminkt, mit lüsternen Augen, zerwühltem Haar, einem Bouquet grellfarbiger, falscher Blumen unter dem spitzen Hute, mit Nägeln wie Krallen und einer unförmlichen Krinoline. Dies Paris mit seiner Mabille, seinen Maisons dorées, seinen Gandins und Biches, seinem Jokeyklub und Figaro, mit den glattrasierten Soldatenköpfen und glattgetünchten Kasernen, mit den spitzbärtigen Schutzleuten, mit den Gläsern voll trüben Absinths, den Dominospielern und Börsenjobbern, mit den roten Bandschleifen im Knopfloch, mit den literarischen Cirkeln, den regierungsfreundlichen Broschüren, mit der französischen Komödie und der französischen Oper, den französischen Witzen und der französischen Unwissenheit.

In dieser Fremde war Turgenjew wie ein ausgerenktes Glied am Leibe. Was hielt ihn da an der Seine zurück, wenn schon der Geruch eines Hanffeldes seine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Vaterlande weckte! Es war die überfeinerte geistige Genußsucht, die in dem hoch entwickelten Kultus der schönen Künste hier ihre Befriedigung suchte. Sie waren ihm Inhalt und Zier des Lebens geworden. An dem Paris der Kaiserzeit hatte der Krieg nicht viel geändert, er hatte nur die Fassade gestreift; das Leben war dasselbe geblieben; Paris war noch immer die Hauptstadt der Welt. Und dann wußte Turgenjew hier seine besten Freunde, deren Verkehr seinen einsamen Tagen Anmut und Frische gab. Seine Briefe,

die alle auf den Ton der Freundschaft gestimmt sind, bestätigen das mit jeder Zeile. Ob freilich diese französischen Vertrauten die Hingebung des Russen mit der gleichen Selbstlosigkeit erwiderten, wer will das sagen! Was Turgenjew bot, wuchs aus seinem Herzen; was er empfing, war aus dem Boden schöngeistiger Neigungen gespeist. Als Madame Viardot nach dem Kriegsjahre von London zurückgekehrt war, hatte sie in Paris ein Konservatorium der Musik eröffnet. In dem zweiten Stockwerk ihres Hauses in der rue de Douay verlebte Turgenjew die Wintermonate, bis ihn der Frühling nach Bougival lockte. Hier hatte er in der Nähe der Viardotschen Villa seine Kottage inmitten eines prächtigen Gartens bauen lassen. „Das Schicksal hat mir eine eigene Familie nicht gewährt," sagte er, „da habe ich mich an eine fremde angehängt und mein Los mit dem ihrigen verknüpft. Hier sieht man mich wenigstens nicht als Schriftsteller an, sondern als Menschen; hier fühle ich mich ruhig und warm. Verlegen sie ihre Häuslichkeit, so tue ich es auch. Ziehen sie nach London, Baden-Baden, Paris, so ziehe ich mit ihnen." Mit Herrn Viardot pflegte er auf die Jagd zu gehen, und an den Kindern, besonders an den Töchtern Claudia und Marianne, hing er mit rührender Zärtlichkeit. Sie kamen oft genug zu ihm herüber, und er las dann wohl mit ihnen ein Kapitel aus Scheffels Ekkehard.

Zu Frau Viardot flogen seine Gedanken, wenn ihn die Ferne hielt, und zart war die Aufmerksamkeit, die er ihr überall und stets erwies. Er war ein starker Schnupfer, und in Spaßkoje konnte er sich mit Behagen dem Genuß des Schnupfens hingeben. Aber Madame Viardot mochte in ihrem Hause den Geruch nicht wittern. Da trennte sich Turgenjew von seiner Dose und verfaßte mit traurigem

Spott eine Strophe auf seine arme Nase, die ohne den Tabak verwaist war.

Voll von Sang und Klang und reich an geistiger Anregung war das Haus Viardot . . . Es ist ein Matinee bei Madame in der rue de Douay. Über die große Menge der ankommenden Gäste hebt sich die ragende Gestalt Turgenjews, der in seiner liebenswürdigen Art die Honneurs macht. Die festliche Stimmung des Salons erregt ihn fröhlich. Nun schweigt das Stimmengewirr; Frau Viardot singt eine russische Romanze. Ihre edle Stimme — es ist im Jahre 1879 — hat die gerühmte Stärke und die weiche Geschmeidigkeit eingebüßt. Alle Anwesenden fühlen es, nur Turgenjew nicht. Er steht noch immer unter dem alten Bann dieser Töne, deren Zauber seine schönsten Erinnerungen beherrscht, und er klatscht Beifall, klatscht mit überquellendem Herzen. Dabei strahlen seine Augen, und die weiße Haarlocke fällt ihm auf die Stirn. Und noch immer ruft er sein bravo, bravo! — Eine junge Russin soll nun singen. Sie ist nicht gekommen. Da betritt Turgenjew selbst die Estrade. Er schlägt eine Erzählung aus dem „Tagebuch eines Jägers" auf. Er liest ruhig, mit einer Meisterschaft, daß den Hörern ganz der Lesende entschwindet und sie von den Bildern erfüllt werden, die er vor ihrem Geiste ausbreitet. Dann greift Turgenjew zu Puschkins Epos „Die Zigeuner". Eine glutvolle Leidenschaft und der Schwung der Verse bricht durch seine kühle Bedächtigkeit hindurch, die Stimme zittert ihm, sein Gesicht wird bleich, der Körper neigt sich vornüber, er vergißt die Umgebung, vergißt die ganze Welt ringsum. Und denselben Bann, unter den ihn der Geist des großen Landsmannes zwingt, legt er über alle Anwesenden, daß sie festgewurzelt lauschen, als er mit erlöschender Stimme und zitternd die Schlußscene liest.

An derselben Stelle hatte im Jahre vorher Zola einen qualvollen Moment seines Lebens verbracht. Auf den Wunsch einiger Damen, deren Neugier auf den Dichter des l'Assommoir brannte, hatte Turgenjew ihn zu einer Viardotschen Matinee geladen und um seine Mitwirkung gebeten. Zola erschien mit freundlicher Bereitwilligkeit und stieg auf die Estrade, um aus seinen Werken vorzulesen. Einen Bohémien, borstig und keck, hatte man erwartet, aber dieser Naturalist da war salonmäßig zahm, und als er nun das Buch aufschlug, lähmte ihn eine entsetzliche Verlegenheit; er erbleichte und errötete, er brachte kein Wort heraus, die Zähne klapperten, die Blätter des Buches zitterten, es schwamm alles vor seinen Augen. Er stotterte endlich etwas vor sich hin, das keiner verstand, und drückte sich, während ein verletzendes Lächeln sich jedem allgewaltig aufdrängte. Noch nach Jahren überlief es den Beschämten heiß und kalt, wenn er des peinlichen Tages gedachte.

Im Salon Viardot traf sich das künstlerische und literarische Paris. Schon 1847 hatte Turgenjew hier bei seinem ersten Aufenthalt die Bekanntschaft George Sands gemacht. Die Romane der Dichterin, in denen die Macht der Leidenschaft auf den kühnen Schwingen einer feurig beredten Sprache himmelhoch dahinstürmt, hatten ihn in den Tagen der Jugend berauscht, die so leicht entzündlich ist und so gern an schöne Träume sich klammert. Er hat die Verfasserin le maître de ma jeunesse genannt. Aber auch in seinen späteren Jahren hat er dankbar den großen Einfluß der Schriftstellerin auf sein eigenes dichterisches Schaffen bekannt. Im Jahre 1868 erhielten durch Flauberts Vermittlung seine Beziehungen zu George Sand eine persönliche Note. Sie lernte ihn dann aus dem „Tagebuch eines

Jägers" als Schriftsteller kennen, und die Verfasserin der Dorfgeschichten des Berry fand in dem Schilderer des russischen Bauernvolkes einen Geistesverwandten. Ihre rückhaltlose Bewunderung sprach sie in den Briefen an Flaubert aus. Als sie 1872 ihre Novelle „Pierre Bonin" im Temps erscheinen ließ und sie mit einer Widmung an Turgenjew versah, fühlte sie sich noch ganz unter dem Zauber seiner Kunst. Wie stolz und glücklich machte ihn die Huldigung der verehrten Frau. Seine Antwort war voll rührenden Dankes, daß sie, die Unsterbliche, durch ihr Lob auch ihm einen Anteil an ihrer Unsterblichkeit gewährte. Im Schlosse zu Nohant, „dem süßen Nest," ist Turgenjew oft zu Gaste gewesen, willkommen der liebenswürdigen Schloßherrin und freudig begrüßt von der kleinen Lolo, der Enkelin George Sands, die er so sehr mit seiner Erzählungskunst entzückte. Betete er die Dichterin auch nicht mehr mit dem Enthusiasmus der Jugend an, so verehrte er desto inniger ihre Herzensgüte, ihre Menschlichkeit. „Jeder fühlte," so sprach er zu einem russischen Landsmann, „in ihrer Nähe die Gegenwart einer unendlich reichen und wohlwollenden Persönlichkeit; in ihrer Seele war der Egoismus längst zu Asche zerfallen vor der unauslöschlichen Flamme der poetischen Begeisterung und des idealen Glaubens, dem alles Menschliche erreichbar und lieb ist und der allerorts helfen will; und über dem allen schwebte unbewußt wie eine Aureole etwas Freies, Erhabenes, Heroisches, — sie war eine Heilige." Der Briefwechsel zwischen George Sand und Turgenjew begann im Jahre 1870 und dauerte bis zum Tode der Dichterin. In so vielen kleinen Zügen zeugt er von dem vertrauten Ton der Befreundeten, und als Beigabe zu diesem oder jenem Brief folgt oft genug von Turgenjews Seite ein Stück Jagdbeute, ein Hirsch

oder ein paar Fasanen, oder, wenn die Büchse nichts getroffen hat, ein Fäßchen Austern oder ein Spielzeug für die Kleinen, die er nie aufs zärtlichste zu grüßen unterläßt. Als George Sand am 7. Juni 1876 starb, riß sich etwas vom Herzen des Dichters los. Er las die Notiz ihres Todes auf einer Reise in St. Petersburg in einem russischen Journal. Sein Impuls reizte ihn, im Namen des russischen Volkes ein Beileidstelegramm zu ihrem Begräbnis zu senden, aber eine Art lächerlicher Bescheidenheit — so schrieb er an Flaubert — und die Furcht vor dem Figaro hielt ihn davon zurück. „Auf das russische Publikum," fuhr er fort, „hat Madame Sand den größten Einfluß geübt. Sie liebte Dich und mich, Dich vor allem. Welches goldene Herz hatte sie! Wie war sie so gar nicht kleinlich und falsch! — wie tapfer und gut! Und nun liegt das alles da in dem schrecklichen, unersättlichen, stummen, dummen Grabe, das nicht einmal weiß, was es verschlingt."

In den literarischen Cercles von Paris gab es keine Größe, der Turgenjew fern stand, und wie heimisch bewegte er sich unter den glänzenden Namen Daudet, Flaubert, Zola, Victor Hugo, Edmond und Jules Goncourt, Augier, Théophile Gautier, André Theuriet, Prosper Mérimée, Edmont About, Francisque Sarcey und Guy de Maupassant. Der Kritiker Sainte-Beuve, die Geschichtsschreiber Taine, Guizot und Henri Martin, der Politiker Jules Simon und andere vervollständigten diese Elite des französischen Geistes. Der Schriftsteller Charles Edmond hatte Turgenjew in diese Welt eingeführt, die sich zu den berühmten Diners im Restaurant Magny zusammenfand. Im Journal des Goncourt heißt es unterm 23. Januar 1863 . . . „Heute Diner bei Magny. Charles Edmond führt den Turgenjew ein, diesen fremden Schrift-

steller von einem so feinen und zarten Talent ... Ein reizender Koloß, ein sanfter Riese mit weißem Haar, der wie ein gutmütiger Berg- und Waldgeist aussieht. Er ist so schön, großartig schön (beau, grandement beau, énormément beau), mit dem Blau des Himmels in den Augen, mit dem Zauber des russischen Gesanges, der ein wenig vom Kinde und vom Neger an sich hat ..."

Mit den besten dieser Geister stand Turgenjew im brieflichen Verkehr. In Victor Hugo konnte er den Gegensatz zu seiner eigenen menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit sehen. Das pompöse Selbstgefühl des französischen Romantikers spricht so charakteristisch aus einer Turgenjewschen Äußerung, die fast anekdotenhaft klingt: Beide unterhielten sich einstmals über Goethe. Victor Hugo wollte in seinen Werken nichts Besonderes finden; „sein bestes Werk ist noch Wallenstein," meinte er mit dem Ton eines Olympiers. „Aber, pardon, das Stück ist gar nicht von Goethe, sondern von Schiller," warf Turgenjew ein. Und Victor Hugo versetzte: „Schiller oder Goethe — das bleibt sich vollkommen gleich. Glauben Sie mir, daß ich, ohne sie zu lesen, weiß, was Goethe sagt und gesagt haben könnte, und was Schiller geschrieben haben könnte." Turgenjew sah in Victor Hugo eine wunderbare Verkörperung des französischen Geistes; er schätzte ihn sehr hoch als Lyriker, seine Romane hielt er kaum einer ernsten Kritik wert. Das Urteil ist scharf, aber der Entwicklungsgang der französischen Literatur hat es bestätigt. Die ganze Art seiner eigenen literarischen Begabung führte Turgenjew der jungen naturalistischen Schule zu, und hier schloß er herzliche Kameradschaft vor allem mit Zola, Daudet, Edmont de Goncourt und Flaubert. Seit 1874 wiederholten sich allmonatlich die Sociétés des Cinq bei Flaubert oder den Brüdern Goncourt, für die die Ge-

nossen auch den Namen les dîners des auteurs sifflés gebrauchten. Flaubert durfte sich zu den Ausgepfiffenen wegen des Durchfalls seines Candidat rechnen, Zola wegen seines Bouton de rose, Goncourt wegen seiner Henriette Maréchal und Daudet wegen seiner Arlésienne. Turgenjew behauptete, einmal in Rußland ausgepfiffen zu sein, — wer konnte es ihm in Paris bestreiten! Edmond de Goncourt notiert gelegentlich in seinem Journal: „La femme, l'amour, c'est toujours la conversation d'une réunion d'intelligences en train de boire et de manger. La conversation est d'abord polisonne, et Tourguéneff nous écoute avec l'étonnement un peu médusé d'un barbare qui ne fait l'amour que très naturellement."

Nicht immer tänzelte der französische Esprit bei diesen Gastmählern auf so schlüpfrigem Boden; es hat sich doch auch im fördernden Austausch der Gedanken hier Turgenjews Sinn für die sorgfältigste Durchbildung des Ausdrucks geschärft, die seine Novellen zu Meisterwerken des Stiles erhob. Kein anderer seiner Landsleute hat ihn darin erreicht.

Der Russe in dem Kreise der Franzosen empfing nicht nur, er gab auch. Er wurde seinen Freunden hier der Wegführer ins unbekannte Gefilde der russischen Literatur, und er bahnte andererseits ihren Schriften eine Gasse in sein Vaterland. Wie er auf Tolstoi die Augen Frankreichs lenkte, so hat er auch Zolas, Flauberts, Goncourts, Maupassants Namen in seiner Heimat bekannt gemacht.

Die Achtung und Verehrung, die Turgenjew in Paris fand, ist oft genug bezeugt. Zola nennt ihn: un être exquis à l'esprit juste et droit non sans un peu de caprice; Goncourt: l'aimable barbare, le doux géant; Maupassant: le plus honnête, le plus droit, le plus

sincère en tout; und Flaubert, der ihn am besten kannte, schrieb an George Sand über ihn: Quel auditeur! et quel critique! Il m'a ébloui par la profondeur et la netteté de son jugement.

Über eine geistreiche und gesellige Kamaraderie hinaus fand nur einer der Pariser Literaten den Weg zum Herzen Turgenjews. Das war Gustav Flaubert, der Realist. Ihn liebte Turgenjew als Menschen, wie er ihn als Verfasser der „Madame Bovary" schätzte. Jedes Zusammensein mit ihm brachte eine wunderbare, wohltuende Ruhe und regte ihn zugleich an; wochenlang hätte er mit ihm plaudern mögen. Und Flaubert schrieb einmal: „Madame Sand und Turgenjew sind jetzt die einzigen Freunde, die ich habe, — aber diese beiden sind mehr wert wie eine ganze Masse, wahrhaftig!" Alphonse Daudet charakterisiert die Intimität Flauberts und Turgenjews: George Sand hatte die beiden genialen Naturen miteinander verheiratet . . . Flaubert, der Großsprecher und Frondeur, der Don Quixote mit seiner Trompetenstimme, seiner Ironie und mit den Allüren eines alten Normannen, war ohne Zweifel die männliche Hälfte dieser Ehe, — aber wer hätte in dem anderen Koloß mit den buschigen Augenbrauen und dem mächtig breiten Rücken die weibliche Hälfte erraten, eine Frau wie die Russinnen seiner Novellen, nervös und melancholisch, schlaff und leidenschaftlich und tragisch in ihrer Kraft, die sich auflehnt gegen einen bestehenden Zwang, — eine Frauenseele im Knochengerüst eines Cyklopen. Nach Guy de Maupassants aufmerksamer Beobachtung war es die Verwandtschaft des Talents und der Lebensauffassung, die Übereinstimmung ihres Geschmacks und ihrer literarischen Tendenzen, die beide Männer zusammenführte und bei jedem Wiedersehen so viele Berührungspunkte in ihrem Idealismus und

in ihrem großen Wissen entdecken ließ, daß sie stets erneute Freude für Herz und Geist schöpften. Eine eigentümliche Gruppe: Turgenjew vergräbt sich mit seiner mächtigen Figur in einen Lehnstuhl, und dann spricht er langsam, etwas schwach und stockend; der sanfte Klang der Sprache gibt seinen Worten ungewöhnlichen Reiz. Vor ihm steht Flaubert und läßt seine großen, blauen, beweglichen Augen auf dem Sprechenden ruhen und antwortet dann mit einer sonoren Stimme, die wie Fanfarengeschmetter unter seinem alten gallischen Kriegerschnauzbart hervorkommt. Die Konversation entfernt sich selten von literarischen Fragen, um auf die Vorgänge des täglichen Lebens abzuschweifen. Zuweilen hat sich Turgenjew mit Büchern beladen und übersetzt dann geläufig Gedichte von Goethe, Puschkin und Swinburne.

Aus Turgenjews Briefwechsel spricht schlicht und schön die Freundschaft der beiden Männer. Seine Briefe beginnen 1863 und reichen bis zum Tode Flauberts. Schon in ihrer Anrede zeigen sie vom einfachen cher monsieur bis zum gemütlichen mon bon vieux oder mon vieux féroce das Crescendo der Herzlichkeit. Sie erzählen von den literarischen Arbeiten der beiden, und das Lob des einen macht den anderen stolz; sie begleiten die Ereignisse des Tages, sie atmen laute Freude, und sie klagen in trübseligem Schmerz, wenn der Schatten des Alters, das leidige Podagra, den armen Körper heimsucht. Der Tod Flauberts war der härteste Schlag, mit dem das Schicksal den Überlebenden traf. Es war in Spaßkoje, als Turgenjews Blick beim Durchblättern eines Journals im Mai 1880 völlig unvorbereitet auf die Todesnachricht fiel. Da konnte, nein, da wollte er von keinem Trost in seinem Schmerze hören.

Als Madame Sand und Flaubert dahingegangen

waren, wurde es kalt um den Alternden. Das Einsiedlergefühl beherrschte ihn mehr und mehr. Bei uns in Paris — seufzte er — verstreichen die Tage einsam; man nimmt vielfach an, hier gehöre jeder Tag dem Theater; — durchaus nicht. Ich gehe drei- oder viermal im Jahre dorthin. Von den französischen Schriftstellern besuche ich Emile Zola drei- oder viermal, Victor Hugo zweimal, ungefähr ebenso oft Alphonse Daudet . . . Turgenjew war kein starker Tannenbaum, der in stolzer Verlassenheit auf kahler Höhe Winden und Wettern trotzt, seine weiche Natur suchte ängstlich mit klammernden Organen nach einem treuen Halt. Das frische, freudige Schaffen aus dem Vollen heraus, das dem Mann über die Stunden der Trübsal hinweghilft, die eiserne Arbeitskraft eines gesunden Körpers war ihm nicht gegeben. Äußerer Zwang stachelte ihn ebensowenig wie der Ehrgeiz des Poeten. Je suis devenu paresseux et vieux klagte er und dachte mit Wehmut der Jugendzeit, da er seine Dichterträume mit der Feder in der Hand gesponnen hatte, dachte seiner kleinen Stube in Spaßkoje, wo er die Arbeit geliebkost hatte wie eine Braut. Er vertröstete sich jetzt auf die Eingebung der Stunde, aber die Inspiration ist capriciös wie eine Frau und läßt den Harrenden harren. „Der erste Reiz ist vorbei,“ sagte er zu Polonsky, „es ist dasselbe wie eine Muskelerschlaffung; so betrübend das auch ist, was läßt sich dagegen tun? — nichts!“

„Mit fünf Buchstaben kannst du meinen ganzen Charakter kennzeichnen: ich bin eine Memme; nicht für einen Heller Energie besitze ich, und welch eine Willenskraft kann man bei mir auch suchen, wenn mein Scheitel bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verwachsen ist!“ — und dabei zeigte der Grillenfänger dem Freunde eine kleine Einsenkung in der Schädeldecke.

Auch die Wahrnehmung, daß die Sympathieen des Vaterlandes anderen führenden Geistern sich zuwandten, lähmte ihn. Nebel des Parteigeistes verhüllten seine Gestalt dem Volke. Er war jetzt selbst jener Tschulkaturin, jener Überflüssige, der in sein „Tagebuch" geschrieben hatte: „Meine Freunde verhalten sich eigentümlich mir gegenüber, so oft sich unsere Pfade kreuzen oder ich in ihre Nähe gerate. Dann wird ihnen sichtlich unangenehm zu Mute. Sie lächeln in etwas gezwungener Weise, sehen mir weder in die Augen noch auf die Füße, sondern gewöhnlich nach den Wangen, drücken mir hastig die Hand und sagen ebenso hastig: Ah, guten Tag, Tschulkaturin! oder: Ah, sieh da, Tschulkaturin!, — und dann gehen sie sogleich weiter. Andere bleiben sogar eine Weile unbeweglich stehen, als suchen sie sich an irgend etwas zu erinnern."

Turgenjew hatte in den vierziger Jahren sich mit Herzen, Belinsky, Panajew, ja, auch mit Bakunin verbunden gefühlt im Kampfe gegen das konservative Régime. Und es verstand sich für einen gebildeten Russen, der zur Zeit des Kaisers Nikolaus im Auslande lebte, von selbst, daß er frondierte. Aber Turgenjew kannte in seiner politischen Leidenschaft eine Grenze und ließ sich nicht in den Wirbel der revolutionären Elemente hinreißen. Er sah, daß die Theorien der radikalen Partei, ins Praktische übersetzt, nichts anderes vermochten, als ein neues terroristisches System an die Stelle des alten zu setzen. Mit der Regierung Alexanders, die der Nation ihre Menschen- und Bürgerrechte wiedergab, machte er seinen Frieden. Die enttäuschte Opposition klagte ihn darauf der reaktionären Feindschaft gegen die liberalen Zeitideen an.

Mit Schadenfreude wärmte man nun eine alte

Anekdote auf, deren Wahrheit Turgenjew jedoch stets energisch bestritt. Einst ließ — so hieß es — die Kaiserin Maria Alexandrowna den Schriftsteller zu einer Tasse Kaffee bitten. Er erschien in seinem feinsten Frack. Man führte ihn in einen Salon. Dort wartete er, wartete eine Stunde lang. Ein Hofmohr erschien endlich, brachte eine Tasse Kaffee und verschwand. Turgenjew trank. Nach einer halben Stunde erschien der Lakai abermals, zeigte seine weißen Zähne und fragte, ob der Gast noch einen Wunsch habe. „Und Ihre Majestät?“ — „Sie ist es, die mich schickt.“ — Der verblüffte Dichter entfernte sich und schwur, niemals wieder eine kaiserliche Tasse Kaffee anzunehmen.

Der Aufenthalt in Paris machte ihn zu einem gemäßigten Republikaner, der vom reaktionären und vom radikalen Pol gleich weit entfernt war. Als der Großfürst Konstantin nach Paris kam und durch die französische Presse das Gerücht ging, er habe sich mit seinem kaiserlichen Neffen Alexander III. überworfen, mied ihn die russische Kolonie in kleinlicher Feigheit. Turgenjew hingegen übernahm es gern, den Gast in die Künstlerkreise von Paris einzuführen, wo dessen Liebenswürdigkeit bald alle Welt entzückte.

Turgenjew war zu sehr Künstler, um ein Parteigänger zu sein, und ein zu weicher Charakter, um ein Parteiführer zu werden. Insfarow, Basarow, Solomin ermangeln jeder ästhetischen Neigung, aber Rudin und Neschdanow freuen sich am heiteren Reimspiel. Am 14. April 1879 feuerte Ssolowjew vor dem Palais in St. Petersburg fünf Revolverschüsse auf den Zaren Alexander II. Ein junger Russe, Pawlowsky, traf am folgenden Tage in Paris den Dichter in einem Zustande unbeschreiblicher Erregung und in einer Entrüstung, die

jene Tat und jedes Attentat als verblendete Torheit verwarf. Einige Monate vergingen, da sprach Turgenjew einen höheren Beamten, der der Verurteilung Ssolowjews beigewohnt hatte und mit Tränen der Rührung im Auge die Erscheinung des jungen Verbrechers schilderte — groß und schlank, mit langem, nach hinten geworfenem Haar, mit den ruhigen Manieren des Aristokraten zu den Richtern redend, wie ein Fürst zu seinen Dienern . . . Das Bild packte Turgenjew; greifbar stand nun Ssolowjew vor ihm, aber seine Dichterseele hatte aus dem Mörder einen Heros geschaffen.

Rußlands Zukunft — an dieser Frage „kauen die Russen wie die Kinder an einem Stück Gummi". Wer wird diese Frage lösen? In einer seiner Phantasieen („Gedichte in Prosa") wendet sich der Dichter gegen die, die vom Leinwandkittel und Schafpelz des russischen Mushik das Heil der Welt erwarten: In der endlosen Sandwüste ragt die Sphinx, die rätselhafte, . . . ihre starren Züge wandeln sich mit einem Male; es erscheinen eine weiße, niedrige Stirn, vorstehende Backenknochen, eine kurze, gerade Nase, ein schöner Mund mit weißen Zähnen, ein weicher Schnurrbart und ein gelocktes Backenbärtchen, ein Schopf von gescheitelten Haaren . . . Ah, das bist du ja, mein Karp, mein Sidor, mein Semen, du Bäuerlein von Jaroslaw, von Rjäsan, du mein russisch Fleisch und Blut! Auch die Sprache deiner Augen ist stumm und rätselhaft . . . Indessen, wo ist dein Ödipus? — Ach, leider genügt es nicht, die Bauernmütze aufzusetzen, um dein Ödipus zu werden, du russische Sphinx!

Es fehlte der Slawophilenpartei nicht an tüchtigen und liebenswürdigen Männern, aber das große Wort führten die Heißsporne mit der dünkelhaften Parole, daß die russische Unfreiheit immer noch besser sei als die Frei-

heit des verfaulten Westens. Den Haß gegen sie hatte schon Belinsky gesät. Allein Turgenjew, der nie das schöne Maß der Dinge verlor, hat auch über die knechtische Anbetung der westeuropäischen Lebensformen seine Geißel geschwungen.

Die Romane „Väter und Söhne" und „Dunst" hatten die Hand auf die wunden Stellen eines kranken Volkes gelegt, die falsche Schamhaftigkeit und nationale Eigenliebe zu verbergen suchten. Nun bestritt man dem Dichter die objektive Treue seiner Schilderung, und die Chauvinisten warfen ihm einen frivolen Pseudopatriotismus vor. Die meisterlose Jugend verachtete ihn als einen Reaktionär, die Diener des alten Systems verfehmten ihn als einen Revolutionär. „Mein zwanzigjähriger Musendienst," konnte Turgenjew 1869 resigniert sagen, „endete mit einer allmählichen Erhaltung des Publikums, und ich habe nicht Grund anzunehmen, daß es sich wieder für mich erwärmen sollte. Neue Zeiten sind gekommen, und neue Menschen nötig. Die literarischen Veteranen sind zu den Invaliden geworfen, — und wohl dem, der rechtzeitig seinen Abschied zu nehmen weiß!" — Er schrieb doch noch seine „Junge Generation". Als er dann die Versicherung gab, von nun an keine Zeile mehr schreiben zu wollen, hielt er sein Wort. Er zitiert einmal bitter den Puschkinschen Spruch „Des Toren Urteil wirst du hören" und fährt dann in seiner Meditation („Gedichte in Prosa") fort: Es gibt Schläge, die empfindlicher berühren, die das Herz selbst treffen. Es hat jemand alles getan, was in seinen Kräften stand; er hat angestrengt, redlich, mit Hingebung gearbeitet, — da wenden sich ehrliche Herzen mit Widerwillen von ihm ab; ehrliche Gesichter erröten, wenn sein Name genannt wird. „Fort mit dir! Hebe dich von hinnen!" schreien ihm ehrliche

jugendliche Stimmen entgegen. „Wir brauchen weder dich noch dein Bemühen; du entehrst unser Haus, du kennst und verstehst uns nicht, du bist unser Feind!“ .. Er denkt dann an den Reisenden, der den armen Landleuten die Kartoffel brachte und dem die Undankbaren das kostbare Geschenk aus der Hand schlugen, um es in den Kot zu treten.

Turgenjew dachte bescheiden von sich und seinem Talent, aber ein Wort liebevoller Anerkennung ist jedem Wanderer auf staubiger Heerstraße ein Labetrunk. Seine Briefe zeigen, wie unsagbar glücklich ein Lob aus dem Munde Flauberts oder der Madame Sand seine vibrierende Seele machen konnte.

Erst 1879, in den Schreckenstagen der Attentate, klärten sich die Meinungen, erloschen die Zweifel an der Wahrheit seiner Schilderungen und seines prophetischen Blickes. Nun war es eine glänzende Ehrenrettung, wie man ihn in Moskau und St. Petersburg empfing und überall zum Mittelpunkt herzlicher und begeisterter Sympathiebezeugungen machte. Sein Bild war endlich über das Niveau des Parteigezänkes hinaufgerückt. Wie lindernder Balsam berührte das alles seine weiche Seele, die Tränen traten ihm in die Augen. Bei einem Mahle, das ihm Professoren und Literaten in St. Petersburg gaben, schwoll ihm das Herz von inniger Dankbarkeit, und mit der Hoffnungsseligkeit, die über alle trüben Erfahrungen weit hinwegflog, sprach der Alternde einen glühenden Toast auf die Jugend. Und wer sich mit der Jugend seines Vaterlandes eins fühlt, wie könnte der verzagen! Den Moskauer Studenten, die ihm zujauchzten, erwiderte er: „Für den beginnenden Schriftsteller ist die Teilnahme der jungen Generation sehr wertvoll, sie ist seine mächtige Stütze — aber für den alternden Schrift-

steller ist diese Teilnahme der höchste, einzige Lohn; sie zeigt ihm, daß seine Arbeit nicht vergebens war, daß der Same seine Frucht gezeitigt."

Als Turgenjew von diesem Ausfluge nach Paris zurückkehrte, erschien er seinen Freunden so froh erregt, um zwanzig Jahre verjüngt. Noch war er übervoll von all den freudigen Eindrücken, und er verbarg seine Genugtuung nicht. „Ich hatte solche Ovationen nicht erwartet, geradesowenig, wie ich erwarten konnte, Kaiser von China zu werden; ich weiß aber wohl, daß der Beifall nicht mir galt, sondern den Ideen, die ich während meiner ganzen literarischen Laufbahn verteidigt habe."

Die russische Jugend hat niemals einen besseren Freund gehabt, als es Turgenjew war. Der Mann, der keine Familie besaß, schloß alle seine jungen Landsleute ans Herz. Sein Haus in Paris war ihr Heim; seinem Ohre vertrauten sie ihren jugendlichen Kummer, ihre Freude, ihre Hoffnungen an. Sie brachten ihm die unreifen Proben ihres Talents, und er war unermüdlich, die Manuskripte zu lesen und zu korrigieren. Ein alter Felsen, den die jungen Möven umflattern, Schutz suchend vor dem Sturm.

Gar viele beanspruchten außer seinem Rat auch seine Börse. Mit Engelsgeduld hörte er auf die Klagen, mit dem Zartgefühl seiner vornehmen Natur half er den Bedürftigen. Seine Generosität war ohne Schranken. Den Arbeitslosen gab er Empfehlungen; er suchte für sie Beschäftigung, veranstaltete zu ihrer Unterstützung Wohltätigkeitsmatinees. Die russischen Künstler scharte er zu einem Klub; er gründete und unterhielt für sie eine russische Bibliothek.

Ein armer, todkranker russischer Schriftsteller hatte in Paris eine Heysesche Novelle übersetzt. Turgenjew

sandte das Manuskript nach Rußland an einen befreundeten Verleger. Antworten Sie, — so bat er diesen — daß Sie es gelesen haben, und versichern Sie, auch wenn Ihnen die Arbeit nicht gefällt, daß Sie die Novelle drucken und dem Übersetzer zweihundert Francs schicken wollen; ich will ihm das Geld schon aus meiner Tasche zahlen. — Eine fromme Täuschung, die der Edelmut ersann, um die letzten Augenblicke eines Sterbenden zu übersonnen.

Unter Turgenjews Prosagedichten ist eins „Das Fest des höchsten Wesens" betitelt. Alle Tugenden sind zu diesem Feste geladen, und sie unterhalten sich aufs freundlichste miteinander, wie sich das für nahe Verwandte geziemt. Nur zwei Damen scheinen einander nicht zu kennen. Da stellt sie der Hausherr vor: — die Wohltätigkeit — die Dankbarkeit. Beide Tugenden waren im höchsten Grade erstaunt; seit der Erschaffung der Welt begegneten sie sich zum ersten Male.

In allem Neid und Streit hatte sich Turgenjew zwei Ideale gerettet, die hell durch den Nebel trüber Tage strahlten, — die russische Frau und die russische Sprache.

Die russische Frau — er denkt nicht an jene, die mit still brennender, verführerischer Macht die armen, sündigen Männer umstrickt, sondern an die Frau mit keuschem Reiz und keuscher Hoheit. Sie kann irren und fehlen, aber nichts tastet an den Zauber ihrer stillen Reinheit. In behaglicher Causerie sprach einst zu ihm sein junger Landsmann Poliwanow: „Die russische Frau ist ein sublimes und reines Wesen." Und Turgenjew leitete den Gedanken fort: „Ja, keine andere kann so schrankenlos, so selbstlos lieben; sie liebt das Volk und dient dem Volke einfach und schlicht ohne jede Redensart, mit einer Hingebung, die sich selbst vergißt, die keinen Vorteil kennt

und keinen Dank sucht.“ Daß er mit seinem zartesten Farbenschmelz und in den edelsten Linien das Bild dieser russischen Frau aus dem heiligsten Winkel seines Herzens auferstehen ließ und daß er diesem wunderbaren Gebilde die Anbetung all der Tausende erzwang, die seine Leser sind, — das sichert ihm den ewigen Dank seiner Nation. Es unterscheidet ihn zugleich von Tolstoi, der im Gespräch mit dem Franzosen Jules Huret sagte: „Nach meiner Erfahrung halte ich die Frau dem Manne gegenüber für geistig minderwertig.“

„Ihr dauert mich, weil ihr nur einmal Liebende seid,“ — hatte Turgenjews Mutter einst zu ihren beiden Söhnen gesagt — „euer ganzes Leben lang werdet ihr an ein und dieselbe Frau gefesselt sein, welcher Art sie auch sein möge.“ Es scheint, als ob Iwan Turgenjews Leben diese Prophezeiung bestätigte.

Im „Dunst“ und in den „Frühlingswogen“ verspielt der Mann um Sinnenrausch das Herz der geliebten Frau. In anderen Novellen sind es Worte, an die das Glück sich klammert. Assja wird von dem Geliebten in schwächlicher Launenhaftigkeit fortgestoßen; ein Wort könnte sie zurückrufen, allein ein böser Dämon hält dies Wort gefangen. Da geht denn der Bereuende einsam durchs Leben dahin, kein Frauenblick kann ihm mehr den Blick jener beiden Augen ersetzen, die einst mit solchem Vertrauen, mit solcher Liebe auf ihn gerichtet waren. Schwach und kleinmütig verschmäht auch Rudin die hingebende Liebe seines herrlichen, starken Mädchens, bangt vor der Verantwortlichkeit, findet nicht den Mut zur Tat.

In diesen Zagen und Schwächlingen steckt etwas von Turgenjew. Zum stillen Glück eines ruhigen Familienlebens von seiner ganzen Natur prädestiniert, wähnte der Selbstquäler, daß ihm die Fähigkeit fehlte, eine Frau

zu besiegen und zu leiten. So blieb das Wort unausgesprochen, die Leidenschaft verwehte, und nichts blieb als der schwache Duft des Geranienzweiges, den Assja einst dem Geliebten reichte und dessen kümmerlichen Rest nun das Abendrot einer poetischen Erinnerung umleuchtet. So oft der Dichter dem Problem Liebe und Ehe sich zuwandte, gelang es ihm nicht, eine befriedigende Lösung zu finden und das sicher umfriedete Familienglück zu verklären.

Turgenjews anderes Ideal — die russische Muttersprache. Im „Dunst“ sagt der alte, ehrliche Potugin: „Peter der Große überflutete unsere Sprache mit Tausenden von fremdländischen Worten, holländischen, französischen, deutschen; diese Worte drückten Begriffe aus, mit denen das russische Volk bekannt gemacht werden mußte. Ohne alle Umstände schüttelte Peter unserem Volke diese Worte scheffel-, zuber-, faßweise in den Magen. Dann kam die Verdauung. Die Begriffe wurden eingeimpft; die fremden Formen verschwanden nach und nach, die Sprache fand in ihrem eigenen Innern einen Ersatz dafür, und jetzt übernimmt es ein mittelmäßiger Stilist, jede beliebige Stelle aus Hegel, ja, aus Hegel zu übersetzen, ohne auch nur ein einziges, nichtslavisches Wort zu gebrauchen.“ Puschkin und Lermontow haben am Baume der russischen Sprache tausend neue Blüten hervorgelockt, und Turgenjew hat diesen Segen gesteigert. Er war ein Wortbildner, und seine musikalische Begabung goß über seine Diktion eine berückende Fülle des Wohlklangs aus. „Diese jungrussischen Dichter,“ sprach er einst mißbilligend zu Pawlowsky, „haben Talent; man kann es nicht leugnen; sie beobachten gut; aber ihr Stil, ihr Stil ist furchtbar. Und warum verachtet man die Form? Das Werk des größten Genies wird morgen vergessen

sein, wenn es nicht in einer schönen sprachlichen Form steckt. Was nützt mir der beste Stoff, wenn das Kleid nicht paßt!" Mit Wehmut gedachte dabei der Dichter seiner Jugendtage, da Puschkin, der große Meister der Sprache, noch in aller Herzen lebte und jeder Jüngling den „Eugen Onegin" auswendig kannte. Wie ein treuer Tempelhüter hätte er gern das Kleinod seiner Muttersprache gewahrt, daß keine plumpe Hand es entheiligte.

Die „Literatur- und Lebenserinnerungen" schloß er 1869 mit einem Appell an seine Landsleute, die Muttersprache zu schützen und dies mächtige Werkzeug, das in verständigen Händen Wunder zu tun im stande sei, nicht zu einem Mittel zu profanieren, das genüge, die Gedanken auszudrücken. Und feierlich erhob er — schon ein sterbender Mann — seine Stimme zum Volke und wies auf das Allerheiligste: „In den Tagen, da Zweifel, da bange Gedanken über das Schicksal meines Vaterlandes mich niederdrücken, bist du allein mir Halt und Stütze, o du große, gewaltige, wahrhaftige und freie russische Sprache! Wärst du nicht, — ich müßte verzweifeln angesichts all der Dinge, die daheim geschehen . . . Aber es ist unmöglich, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke verliehen sei!" („Gedichte in Prosa".)

XI

Senilia

Das komplizierte Wesen Turgenjews, das der Dichter gern auf die Gestalten seiner Erzählungen übertrug, schien bereits in seiner äußeren Erscheinung ausgeprägt. Inmitten der kleineren Franzosen fiel seine gewaltige Figur sofort auf. Als einen Riesen, als einen Koloß haben seine Pariser Freunde ihn oft bezeichnet. Sie haben mit diesem Ausdruck weniger den Begriff des Ungeschlachten verbinden, als das Heldenhafte und Schöne seiner Persönlichkeit hervorheben wollen. Merkwürdigerweise klang nun in dieser breiten Brust eine sanfte, verschleierte, melodiöse Stimme. Die Natur hatte den Mann zu einem nervenstarken, gewaltsamen Kraftmenschen altrussischer Art modellieren wollen, aber der Geist hatte sich mit seinen tausend feinen Fibern in dieser Wohnung ein wundersam subtiles, künstlerisches und edles Gemütsleben gebaut.

Den Eindruck der schlichten Herzensgüte, den der Tonfall seiner Worte weckte, verstärkten seine Gesichtszüge, — unter der breiten, wohlgebildeten, gewölbten Stirn, von buschigen Brauen geschützt, die tiefliegenden graublauen Augen, in denen der schwermütige Ernst schlief, und die breite slawische Nase. Einst braun,

nun vom Alter gebleicht, umgab ein voller Bart und dichtes, auf die Ohren fallendes Haar das Antlitz. Gern legte sich die eine Haarsträhne über die Stirn, wenn eine lebhaftere Erregung die Ruhe aus seiner Haltung verjagte. Schon seit den sechziger Jahren plagte den Dichter die Gicht, und dieser Feind war nicht aus dem Felde zu schlagen, ob der Arme auch alle Ärzte konsultierte und alle Heilmittel unermüdlich anwandte. Tausend bitterböse Stunden hat das Leiden ihm bereitet und manchen Plan zerstört. Und wenn der Sonnenschein durchs grüne Laub fiel, lag er oft genug an sein Bett geschmiedet oder kroch auf Krücken durchs Zimmer. Da ist denn der Schmerz die Resonanz in so vielen Briefen, die er an Flaubert schrieb. Bald ist der Kranke so entnervt, daß er nur noch „wie eine Kröte in ihrem Loch" lebt, bald verdammt er das Alter trotz Ciceros de senectute, bald erscheint er sich wie eine poire molle, wie ein vieux chiffon, und bald spricht er mit einem Anflug von Galgenhumor: „Wer die Gicht hat, lebt lange." Als 1870 in Baden-Baden der Königsberger Professor L. Friedländer ihn über seine Krankheit tröstete und diese ein gesundes Leiden nannte, erwiderte Turgenjew: „Sie erinnern mich an eine Äußerung Puschkins; als den einmal ein Freund in einer sehr üblen Lage mit der Sentenz tröstete, das Unglück sei eine vortreffliche Schule, antwortete er: „Aber das Glück ist eine noch viel bessere Universität!"

Man denkt an Leo Tolstois Greisenjahre, der in einem Alter, das Iwan Turgenjew bei weitem nicht erreichte, keine geistige und körperliche Ermüdung zu spüren scheint. Er lebt allerdings unter all den Bedingungen, die er selbst in seiner Moralphilosophie zur Grundlage menschlicher Glückseligkeit macht. Ein Familienleben, ein enger Verkehr mit der Natur und den Mitmenschen, eine freie,

angenehme Arbeit und eine feste Gesundheit gehören dazu, — Voraussetzungen, die Turgenjew fehlten. So wurzelt Tolstois Resignation nicht in dem Gefühl, daß sein eigenes Leben zu schnell und freudenlos verrinnt, sondern in der Erkenntnis, daß sein Volk in dumpfer Gegenwart unter schwerer Last dahingeht. Allein dies Bewußtsein lähmt ihn nicht; flügelstark ringt sich die Sehnsucht nach einem besseren, selbstlosen Menschentum hindurch und gibt ihm immerdar Kraft zu neuen Werken voller Größe und Schönheit.

Turgenjew ließ uns als Resumé seiner alternden Tage die „Gedichte in Prosa" (1882). „Senilia", Dichtungen eines Greises, hatte er selbst auf den Umschlag des nicht allzustarken Heftes geschrieben. Die Wehmut, mit der er das Leben schwinden sieht, durchzittert diese Sammlung von epigrammatischen Beobachtungen und skizzierten Phantasieen. Hier regiert das Wesenlose, die Stimmung. Der große Realist verzichtet auf die alte plastische Gestaltungskraft und auf die Treffsicherheit der Farben und Konturen. Er verblaßt zum Romantiker und läßt die Bilder und Empfindungen ins Nebelhafte und Geheimnisvolle zerrinnen. Das schließt nicht aus, daß sie von dichterischer Schönheit, das Werk eines großen Dichters sind und einen reichen Schatz an lauterer Lebensweisheit bergen. In die Vielseitigkeit seiner Begabung gibt auch dies lyrische Finale seines Lebens einen überraschenden Einblick.

Nicht ganz unerwartet stößt der Leser hier auf eine romantische Unterströmung. Schon in den Clair-obscur-Erzählungen „Visionen" (1863), „Eine seltsame Geschichte" (1873), „Lied der triumphierenden Liebe" (1881), „Klara Militsch" (1882) und einigen anderen kleinen Novellen tritt sie zu Tage. Es stachelt hier den Dichter,

das Ziel, das dem Menschengeiste in seiner Erkenntnis gesetzt ist, mit der Phantasie zu überfliegen und sich auf den lockenden Irrgängen des traumhaft Unbewußten und der Geisterwirkung zu ergehen. Die Ahnung des nahen Todes ließ ihn an solchen Flugversuchen jetzt von neuem Behagen finden.

Dünner und spärlicher — heißt es in den „Senilia" — wird das Laub des langsam absterbenden Baumes, aber seine grüne Farbe bleibt. So flüchtet der Greis aus der unmutigen Gegenwart und versenkt sich in die Tiefe seiner Erinnerungen, und da auf dem Grunde seiner Seele glänzt die geschwundene Zeit in altem, frischem Grün, ... aber nur nicht vorwärts den Blick richten!

Eine der Impressionen ist „Ein Besuch" betitelt. Der Dichter sitzt am geöffneten Fenster in der Morgenfrühe. Es ist der erste Mai. Ein Vogel fliegt ins Zimmer mit Rauschen, ... nein, es ist ein diamantschimmerndes, kleines Frauenwesen auf rosenroten Schwingen. Einen Maiglöckchenkranz trägt sie im Haar, und auf der Stirn, den Fühlern eines Schmetterlings gleich, nicken zwei Pfauenfedern. Und lächelnd berührt sie das Haupt des Einsamen mit dem langen Stengel der Blume, die die Russen Königsscepter nennen. Als er sie haschen will, enteilt sie ... „O Poesie, o Jugend, o Frauenschönheit, wie selten sind die Augenblicke, da ihr dem Leben eines alternden, verlassenen Dichters einen Schimmer von Glück und Glanz verleiht!"

Den Träumer umspielen die seligen Tage der Jugendzeit, und es umrauscht ihn ein Klingen immerdar: „Wie waren die Rosen so frisch und so schön!" — Zu seinen Füßen liegt zusammengerollt sein treuer Hund, sein letzter, einziger Gefährte ... er zittert und erschauert ... dem Dichter aber wird es kalt ... alle Freunde sind tot ...

tot. Und nun hebt der Hund seinen Kopf, und die Blicke senken sich ineinander. Wer will den Unterschied der zwei Flämmchen feststellen, die im Menschen und im Tiere glühen! Dasselbe Gefühl beherrscht in diesem Moment beide Wesen, und aus jedem Augenpaare spricht hell und deutlich das Bedürfnis nach gegenseitiger Anschmiegung.

Turgenjew hört den Geigenstrich des Todes an seinem Ohr erklingen.

Der Engländer George Frederic Watts läßt auf seinem „Gericht des Todes" den Tod selbst als eine geflügelte, herrliche Gestalt in ewiger Milde thronen und alle Stände ihm willig ihren Tribut bringen. Ähnlich hat der Franzose Bartholomé auf seinem monument aux morts die Idee des Todes als die ewige Ruhe gestaltet, die das müde, gehetzte Leben in ihren Schoß nimmt, als die ewige Liebe, die stärker ist denn das Sterben, als das ewige Licht, das den vom Schatten des Grabes Umfangenen strahlt. Und auch Leo Tolstoi kennt keine Todesfurcht; er sprach von der Süßigkeit der Krankheit, die ihn beschlichen hatte, und sagte: „Leben ist gut, aber Sterben ist besser."

Für Turgenjew war der Tod nicht der Tröster der Menschheit, er sah nur seinen grausigen Stachel. Die klanglose, klaglose Demut, mit der er seine russischen Bauern sterben läßt, fehlte ihm selbst. Die Angst vor dem Aufhören des Seins krallte sich in seiner Seele fest, und sein gepeitschter Geist verzerrte den Tod zu einem entsetzlichen Gespenst, wie es die Lebenskünstler alle getan von jenem Bildner an, der auf den Silberbechern von Boscoreale die Skelette unter Rosenguirlanden zu den Poeten und Philosophen gesellte, bis zu dem Freskenmaler des Camposanto in Pisa — und von Holbein und Dürer weiter bis zu Böcklin und zu Klinger.

Unheimlich kriecht schon in den „Visionen“ das Ungetüm Tod heran, massig, formlos, finster, plump, schwarzgelb gefleckt wie der Bauch einer riesigen Eidechse. Langsam, schlangengleich schiebt es sich über die Erde vorwärts; dann hebt es sich, dem unheilvollen Flügelschlage eines Raubvogels gleich, der nach seiner Beute Umschau hält. Nun drückt es sich in unsagbar widerlicher Weise an die Erde, wie die Spinne sich an die im Netze gefangene Fliege schmiegt. Alles Lebendige erstirbt, wo das Entsetzliche sich naht, und eine faulige, pestilenzialisch riechende Kälte verbreitet sich ringsum. Und diese Kälte macht das Herz des Menschen erstarren, vor seinen Augen wird es finster, und die Haare stehen zu Berge. Er fühlt, das ist die unüberwindliche Macht, der nichts Halt gebieten kann, die, obschon ohne Gesicht und ohne Denkvermögen, doch alles sieht und weiß, die gleich einem Raubvogel sich ihre Beute aussucht, gleich einer Schlange sie erdrückt und mit eisigkalter Zunge begeifert.

Auch in den „Frühlingswogen“ erschauert der Dichter unter der nagenden, fressenden Angst vor dem Tode. Ihm ist, als sitze er in einem kleinen, schaukelnden Kahn, und dort, tief unten in dem dunklen, schlammigen Abgrunde zeigen sich in unbestimmten Umrissen häßliche, ungeheuren Fischen ähnliche Ungetüme — der ganze Jammer dieses Lebens, Krankheiten, Gram, Armut, Blindheit, Wahnsinn . . . Er blickt schärfer, und siehe, eins von den Ungeheuern taucht empor aus der Finsternis, höher und höher steigt es, immer deutlicher, immer deutlicher wird es in seiner abscheulichen Häßlichkeit. Noch einen Augenblick, und das von ihm emporgehobene Boot schlägt um! Aber da scheinen die Umrisse des Tieres wieder undeutlicher zu werden; es gleitet fort, sinkt wieder in den Abgrund hinunter, und dort liegt es, kaum noch die Flossen be-

wegend . . . Aber kommen wird der verhängnisvolle Tag, da das Boot umschlägt.

In den „Senilia" sehen wir den Dichter über ein weites Feld schreiten. Auf leisen Sohlen folgt ihm eine kleine, gekrümmte, graue Frau mit gelbem, zahnlosem Gesicht. Ihre Augen sind erblindet, und doch kann der Fliehende ihnen nicht entrinnen. Ob er zur Linken, ob er zur Rechten sich wendet, immer hört er den verstohlenen, leicht raschelnden Schritt hinter sich. Und nun erblickt er auf seinem Wege mitten vor sich einen schwarzen Fleck wie eine Grube; und dieser unheimliche schwarze Fleck ist überall, ist hier, ist dort; und nun fängt er gar an zu kriechen und kriecht auf den Geängstigten zu. Der wendet sich mit Entsetzen ab, zurück — da steht wieder die Alte hinter ihm und schaut ihn starr an, und ein höhnisches Grinsen verzerrt ihren Mund. Kein Entrinnen — es ist das Schicksal — ist der Tod.

„Was werde ich denken, wenn ich sterben muß?" so sinnt er weiter. „Werde ich daran denken, wie schlecht ich mein Leben angewendet, wie ich es verschlafen und verträumt, wie ich unfähig gewesen, seine Gaben zu genießen? Werde ich im Geiste bei den wenigen hellen Augenblicken, bei den mir teuren Gestalten und Personen verweilen? Werden meine bösen Taten sich meiner Erinnerung aufdrängen, und wird meine Seele den brennenden Schmerz zu später Reue empfinden? Werde ich dessen gedenken, was meiner jenseits des Grabes harrt? . . . Ja, und harrt meiner dort überhaupt etwas? Nein, ich glaube, ich werde mich bemühen, gar nicht zu denken, und mich eifrigst mit irgend einer Dummheit befassen, um meine Aufmerksamkeit vor der mir drohenden, immer schwärzer mich umhüllenden Finsternis abzulenken."

Es erinnert diese Phantasie an ein Gespräch, das der

Dichter im Mai 1874 nachts im Eisenbahncoupé auf der Fahrt von Berlin nach Königsberg mit L. Friedländer hatte. Sie erörterten die Frage des Todes und der Unsterblichkeit, und Turgenjew schloß: „Wie man sich auch dazu stellen mag, ein Abgrund bleibt es immer; das eine ist ein schwarzer Abgrund, das andere ein weißer."

Im Sommer des Jahres 1881 hatte Turgenjew sein Vaterland zum letzten Male gesehen, und wieder hatte er zu fühlen geglaubt, wie dort auf der Heimaterde seine Schaffenskraft noch einmal wachsen wollte.

Aber schon im März 1882 warf ihn in Paris sein altes Leiden von neuem aufs Bett, von dem er sich nun nicht mehr erhob. Zu der Gicht gesellte sich ein tückischer Knochenfraß an der Wirbelsäule, den die Ärzte nicht erkannten, und ein Leberleiden, das mit unsagbaren Schmerzen seine Seele zerriß. Rasch zerfiel der Körper, die gelben Wangen wurden hohl, die Züge scharf, und in den welken Blicken erlosch die Hoffnung.

Ein armer Gefangener, — und draußen unter ihm im Staub und trüben Dunst lärmte Paris. Seine Sehnsucht flog darüber hinweg nach Bougival, nach den stillen Wipfeln seines Parks, wo die Rosen blühten und der frische Heuduft von den Wiesen stieg.

„Wenn wenigstens jetzt, jetzt vor dem Tode, — wenn wenigstens irgend eine freundschaftliche Stimme meinem Schmerz den Abschiedsgesang singen wollte, vielleicht versöhnte ich mich dann mit dem Tode. Aber dumpf und dumm sterben ...." so ließ einst der Dichter seinen „Überflüssigen" ins Tagebuch schreiben. Frau Viardots Haus war voll von Sang und Klang, und die Töne drangen aus dem erleuchteten Saale herauf in die halbdunkle Krankenstube. Aber kein Lied klagte mit dem armen Dichter, nur der Schmerz leistete ihm Gesellschaft.

Sobald seine Kräfte es zuließen, führte man ihn hinüber nach Bougival. Vom Bette wanderten die Gedanken des Sterbenden nach der Heimaterde, und im leidenschaftlichen Fieberdrang suchte seine Seele das Vaterland. Da war es, daß er mit Bleistift an Tolstoi jene Zeilen schrieb, die den Freund bestürmten, seiner hohen dichterischen Mission eingedenk zu sein: „. . . Ich liege auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht; es ist gar nicht daran zu denken. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück. Es stammt ja dies Ihr Talent von dorther, von wo alles andere stammt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat. Ich aber bin ein Mensch, mit dem es zu Ende geht. Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes, erfüllen Sie meine Bitte!.. Ich kann nicht mehr, ich bin müde.“ Der letzte Hauch — seinem Volke.

„. . . Ich werfe die Feder hin, . . . es ist Zeit! Schon naht der Tod mit jenem immer stärker werdenden Donnern, das an das Rasseln eines Wagens erinnert, der nächtlicherweile über das Pflaster rollt: Er ist hier, er umweht mich gleich jenem leichten Hauch, der des Propheten Haar aufrichtete . . . Ich sterbe.“ („Tagebuch eines Überflüssigen.“)

Das Schicksal sandte ihm einen Landsmann, der an seinem Lager stand, als die Auflösung begann. Fürst Meschtschersky, mit Turgenjew befreundet, kam am 2. September 1883 von Paris nach Bougival gefahren und war ein Zeuge des traurigen Todeskampfes. Frau Viardot stand mit ihren Kindern am Bett. Der Sterbende

gab der Freundin den letzten Zoll der Dankbarkeit. Als ein lichter Augenblick über ihn kam, sprach er: „Das ist die Königin der Königinnen; wieviel Gutes hat sie getan!“ Dann entrückten ihn die Fieberträume nach seinem Rußland. Schwer atmend redete er verworrene Laute in der Muttersprache, blieb ein Russe bis zum letzten Atemzug.

Die Schwäche des Körpers ward immer trostloser, der Kämpfer immer müder. Am Nachmittage des 3. September um 2 Uhr versuchte er sich aufzurichten und sank dann mit einem erstickten Aufschrei tot in die Kissen zurück. Die Verzerrung des letzten erschöpfenden Ringens wich bald von seinen Zügen; der Tote schien wie im Leben milde, weich und ruhig. Ein paar Rosen lagen Auf seinem Bett. . .

Als die sterblichen Reste Frankreichs Boden verließen, sprach Edmond About dem toten Freunde den Abschiedsgruß: „Du hast zwanzig Jahre bei uns gelebt, fast den dritten Teil deines Lebens. Unsere Kunst, unsere Literatur, unsere ästhetischen Genüsse waren dir während deines Aufenthalts in Paris zum Bedürfnis geworden. Du hast Frankreich geliebt, und hast es mit jener Ritterlichkeit geliebt, wie es geliebt sein will. Es hätte dich mit freudigem Stolz als Sohn angenommen, wenn du gewollt hättest, — aber du bist deinem Rußland immer treu geblieben. Und daran hast du gut getan, denn wer sein Vaterland nicht liebt mit ganzer, blinder, physischer Liebe, ist ewig nur ein halber Mensch. Du würdest nie so populär geworden sein in dem Land, wo man dich jetzt erwartet, wenn du nicht ein guter Patriot gewesen wärst. — In einer Zeitung habe ich gelesen, daß ein Mann aus der Kaste, die überall am zahlreichsten und mächtigsten ist, — aus der Kaste der Dummen — die Äußerung tat: „Ich kenne diesen

Turgenjew nicht; er ist ja ein Europäer, und ich bin ein russischer Kaufmann!“ Der Tor! Es war zu engherzig, daß er dich auf die Grenzen Europas beschränken wollte, dein Herz gehörte der ganzen, weiten Menschheit. Doch Rußland nahm in deiner Liebe den ersten Platz ein; ihm hast du vor allem und mit aller Kraft gedient!“

Am 9. Oktober 1883 empfing auf dem Wolkowo-Friedhofe in St. Petersburg die Vatererde ihren treuen Sohn. Über dem frischen Grabe schwieg Neid und Streit. Das Volk, das von der Weichsel hin bis nach Sibirien und wieder bis zum Kaukasus sich in einmütiger Trauer beugte und dem Unvergeßlichen aus ehrlichem Herzen die letzten Spenden seiner Liebe bot, hat in dem großen Toten sich selbst geehrt.

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

Literatur.*)

Turgenjews ausgewählte Werke erschienen in deutscher Übersetzung in E. Behre's Verlag, Mitau. Eine Reihe seiner Erzählungen hat Bodenstedt übersetzt. Die meisten sind auch in Reclams Universalbibliothek und einige bei Otto Janke erschienen. Seine literarischen Abhandlungen und einige seiner Dramen hat Eugen Zabel übertragen.

Iwanow, Turgenjew. (Russisch.)

Jsaac Pavlovsky, Souvenirs sur Tourguéneff. Paris 1887.

Turgenjews Briefe, gesammelt. Petersburg 1884.

E. Halpérine-Kaminsky, Ivan Tourguéneff d'après sa correspondance avec ses amis français. Paris 1901.

Polonsky, Turgenjew in seinem Heim, übersetzt von Roskoschny.

Turgenjews Literatur- und Lebenserinnerungen, übersetzt von Walter, Reclams Universalbibliothek.

Neseljenow, Turgenjew in seinen Werken. Petersburg 1885. (Russisch.)

Iwan Turgenjew, eine literarische Studie, von Eugen Zabel, Leipzig 1884.

Alexander von Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur. 1886.

S. A. Wengerow, Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Übersetzung. Berlin 1889.

Fürst Sergei Wolkonsky, Bilder aus der Geschichte und Literatur Rußlands. Übersetzung. Basel 1898.

Eugen Zabel, Russische Literaturbilder. 1899.

J. Eckhardt, Russische und Baltische Charakterbilder.

Comte de Vogué, le roman russe. 1888.

Turner, the modern novelists of Russia. London 1890.

---

*) Berücksichtigt sind vor allem die Werke, die dem deutschen Leser bequem zugänglich sind.

Donath, A., Mensch und Liebe

Neue Gedichte. Mk. 2.—

Keben, G., Adam gegen Eva

Über Liebe, Weibergeschmack und Moral. Mk. 1.50

Keben, G., Fackelzug durch Kunst und Kultur

Geheftet Mk. 2.50; gebunden Mk. 3.50

Lehmann, R., Erinnerungen eines Künstlers

Illustriert. Geheftet Mk. 4.—; gebunden Mk. 5.—

Marsop, P., Musikalische Essays

Geheftet Mk. 4.50; gebunden Mk. 6.20

Die Lieder der Mönche und Nonnen Gautama Buddha's

Aus dem Sanskrit zum ersten Mal übersetzt

400 S. Lex.-Oktav. — Geheftet Mk. 8.—; in Halbfranzband Mk. 10.—

Nordau, M., Zeitgenössische Franzosen

Geheftet Mk. 5.60; gebunden Mk. 6.80

Nordau, M., Das Recht zu lieben
Nordau, M., Die Kugel

Zwei Dramen. 2. Aufl. Geh. à Mk. 1.50; gebd. à Mk. 2.50

Nordau, M., Doktor Kohn

Drama. 3. Auflage. Geheftet Mk. 2.40; gebunden Mk. 3.50

Saitschick, Genie und Charakter

Geheftet Mk. 2.50; gebunden Mk. 3.50

Schopenhauers Gespräche

2. Auflage. Illustriert. Geheftet Mk. 3.50; gebunden Mk. 4.60